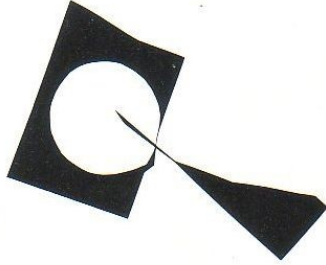


120
JAHRE
EMA



ERNST·MORITZ·ARNDT·GYMNASIUM

FEST-
SCHRIFT

→ IM SCH

ULLENBURG · SEBASTIOPOL · KNOXSTRASSE 143



Impressum

Grafik und Layout: Veit Lindenmeyer

Fotos: Carsten Subel

Redaktion: Dr. Wilfried Pabst

Herausgeber: Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium Osnabrück

Druck: M. Steinbacher & Sohn, Osnabrück

FESTSCHRIFT
1867 – 1987

Inhaltsverzeichnis

Grußworte	3
Vorwort	5
Ansprachen zum Jubiläum	8
Eltern-Ausblick	11
Informatik – Computer – Neue Technologien und Schule	14
Zur Entwicklung des mathematischen Unterrichts am Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium	21
EMA – auch für Schülerinnen !!!	27
Ernst Moritz Arndt und Rußland (1812/13)	34
Das Fest der 100 Goldmedaillen	41
Was ist geblieben?	45
Die alte „neue Realität“	50
Kegelclub Pumpe – eine traditionsreiche Pennälerverbindung	53
Plädoyer für einen ethisch belangvollen Biologieunterricht	59
Ameisen, die wie Menschen aussehen	61
Umweltuntersuchungen im Rahmen der Chemie-AG	63
Reflexionen über Schule	73
Ein Silberner beim Abi '87	78

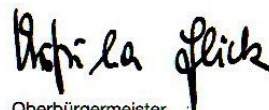
Grußwort

Das Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium kann in diesen Tagen auf ein 120jähriges Bestehen zurückblicken. Allen Lehrenden und Lernenden, den jetzigen und ehemaligen, gelten zu diesem Jubiläum unsere herzlichen Grüße und Glückwünsche.

Haben in diesen zurückliegenden 120 Jahren die historischen Epochen auch den Charakter der Schule verändert, so war und ist es immer ihr oberstes Ziel, im Sinne ihres Namensgebers den jungen Menschen demokratische Wertvorstellungen und ein fundiertes Wissen zu überbringen, was sie in die Lage versetzt, ihr Leben in Gesellschaft und Beruf verantwortungsbewußt gestalten zu können. Dabei strebte die Schule über die reine Vermittlung des erforderlichen Wissens hinaus stets die Bildung des ganzen Menschen an und vermittelte Grundwerte, ohne die auf Dauer keine menschliche Gesellschaft existieren kann.

So werden in diesen Tagen viele ehemalige Schülerinnen und Schüler in großer Dankbarkeit an die Zeit zurückdenken, als sie das Fundament für die eigene Lebensführung in dieser Schule gefunden haben.

Wir wünschen dem Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium, das nach 110 Jahren seinen Standort an der Lotter Straße aufgab und Anfang der 80iger Jahre in das neuerrichtete größere und modernere Schulzentrum Sebastopol umzog, einen glücklichen Verlauf der Jubiläumsfeierlichkeiten und eine weiterhin erfolgreiche Arbeit in der Zukunft.



Oberbürgermeister



Oberstadtdirektor

Grußwort

Anläßlich der 120-Jahr-Feier des Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasiums übermittle ich den Schülern, der Elternschaft, dem Lehrerkollegium und dem Schulleiter alle guten Wünsche für eine weitere gedeihliche Entwicklung dieses traditionsreichen Osnabrücker Gymnasiums.

In den zurückliegenden 20 Jahren seit der eindrucksvollen Feier Ihres 100jährigen Bestehens ist die Schule mit großen Herausforderungen konfrontiert worden.

Grundsätzliche Veränderungen im bildungspolitischen Bereich hatten schulreformerische Maßnahmen zur Folge, die mit der Neugestaltung der gymnasialen Oberstufe sowie der Einführung der Orientierungsstufe auch deutliche Spuren im Erscheinungsbild des Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasiums hinterließen. Einen weiteren tiefen Einschnitt bedeutete die Verlegung des Schulstandortes von der angestammten innerstädtischen Position an der Lotter Straße in den nordöstlichen Stadtteil Dodesheide. Hinzu kamen in den sechziger und siebziger Jahren Probleme, die durch eine unzureichende Lehrerversorgung verursacht wurden. Trotz aller Schwierigkeiten hat sich das Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium stets allen Herausforderungen gestellt und sie aus seinem gymnasialen Selbstverständnis heraus in bemerkenswerter Weise bewältigt.

Nach gelungener Integration am neuen Standort bemühen sich Lehrerinnen und Lehrer auch heute weiterhin erfolgreich unter Mitwirkung der Elternschaft, die Persönlichkeit ihrer Schülerinnen und Schüler auf der Grundlage des Christentums, des europäischen Humanismus und der Ideen der liberalen, demokratischen und sozialen Freiheitsbewegungen weiter zu entwickeln, ihnen die Studierfähigkeit zu vermitteln und eine verantwortungsbeußte Berufswahl zu ermöglichen.

Auch für die Zukunft wünsche ich dem Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium ein segensreiches Wirken zum Wohle der ihm anvertrauten Jugendlichen.

Oldenburg, im Oktober 1987



Regierungspräsident

Vorwort

Seit der Hundertjahrfeier unseres Gymnasiums sind erst zwanzig Jahre vergangen, nur ein Sechstel seiner ganzen Lebenszeit. Und doch hat diese kurze Zeitspanne der Schule tiefgreifende Veränderungen gebracht. Die allgemeinen Reformen der siebziger Jahre sind durch einen besonderen Wechsel verstärkt: Das Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium verließ im Sommer 1980 sein historisches, noch 1970 wesentlich erweitertes Gebäude an der Lotter Straße und befindet sich seither im Schulzentrum Sebastopol an der Knollstraße. Der Wunsch des schulfachlichen Dezernenten vom 28. Oktober 1967, es möge „eine stetige und ruhige Entwicklung“ nehmen, sollte sich nur zu einem Teil erfüllen.

Bedeutete 1972 die Umwandlung des dritten Osnabrücker Jungengymnasiums in eine Koedukationsschule noch keinen allzu tiefen Einschnitt, weil es von Mädchen schon seit der Einführung von Russisch als Pflichtfremdsprache im Jahre 1965 besucht wurde, so war 1975 die Abtrennung der 5. und 6. Klassen mit der Errichtung von Orientierungsstufen im gesamten Stadtgebiet umso schärfer. Bereits ein Jahr später begann 1976 in der 11. Klasse die Neugestaltung der gymnasialen Oberstufe mit der Auflösung des Klassenverbandes, dem Aufbau des Kurssystems und der Individualisierung der Abiturprüfung. Die eineinhalbjährige Zeit zwischen dem Eintritt von Oberstudiendirektor Heinz Kähler in den Ruhestand am 31. Januar 1976 und der Beauftragung seines Nachfolgers am 15. Juni 1977 stellte unser Gymnasium auf die härteste Probe. Im August 1976 beschloß der Rat der Stadt Osnabrück die Verlagerung der Schule in das Schulzentrum Sebastopol. Als das Land Niedersachsen 1979 die Eltern von Schülerbeförderungskosten bis zum Ende der 10. Klasse entlastete, trat neue Unsicherheit ein: Würde nicht die Mehrheit der in den nordöstlichen Stadtteilen wohnenden Schülerschaft dem Besuch des nun nahe gebrachten Gymnasiums die kostenlose Busfahrt in die Innenstadt vorziehen?

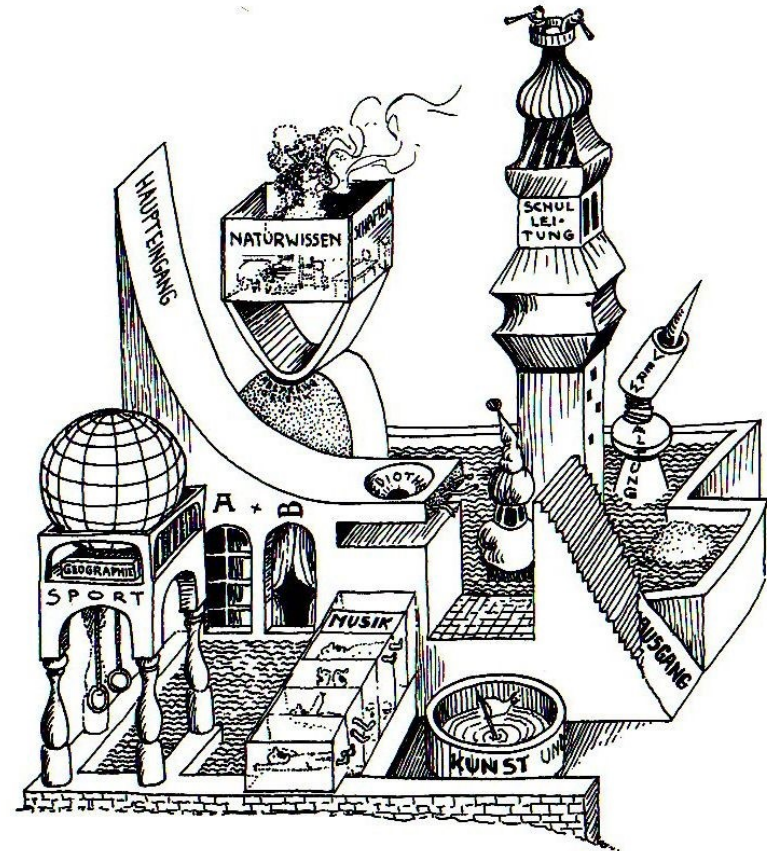
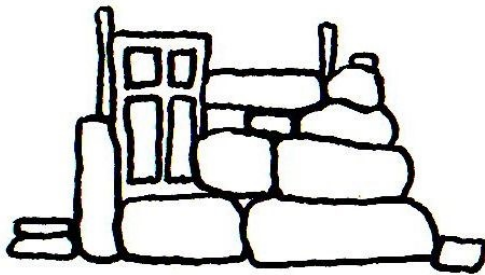
Schon in der Planungsphase des Schulzentrums Sebastopol entwickelte sich eine pragmatische Bereitschaft des Lehrerkollegiums, mit den Lehrkräften der anderen Schulen am neuen Standort vertrauensvoll, eng und schülerorientiert zusammenzuarbeiten. In kürzester Zeit bildete sich nach

dem Umzug ein Klima, das es den fünf Schulen in diesem Schulzentrum erlaubt, unter Wahrung der pädagogischen und organisatorischen Eigenständigkeit der einzelnen Schule im selben gut ausgestatteten, von Helle, Licht und Offenheit geprägten Gebäude gemeinsam zu leben und zu arbeiten. Gemeinsam ist uns auch der Wunsch, daß unsere Schülerinnen und Schüler hier gern zur Schule gehen. Ihre durch die Jahre erfreulich aktive Schülervertretung beweist fast täglich konstruktive Kritik und viel Initiative. Allen, die daran mitgewirkt haben, daß das Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium die Verlagerung nicht nur unbeschädigt überstanden hat, sondern die neue Lage sogar zu moderner Weiterführung seiner bewährten Tradition nutzen konnte, sei an dieser Stelle herzlich gedankt. Es sind so viele, daß Namen nicht aufgeführt werden können. Besonderer Dank aber gebührt der Elternschaft und ihren gewählten Vertretern sowie unserem mächtigsten Verbündeten, dem etwa fünfhundert Mitglieder umfassenden Verein der Förderer unseres Gymnasiums.

Als bei der Begrüßung der neuen 7. Klassen am 6. August dieses Jahres der 13570. Schüler aufgerufen werden konnte, erhielten die neuen Schülerinnen und Schüler Gelegenheit, die Eintragung des Schülers mit der Nr. 1 aus dem Jahre 1867 im ersten Schülerhauptverzeichnis, einem mächtigen Folianten, zu sehen; manche vermochten einzelne Angaben in der kalligraphischen Sütterlinschrift sogar zu entziffern. Künstler wie Felix Nußbaum und Heinrich Aßmann haben unser Gymnasium besucht, Minister und Präsidenten sind aus ihm hervorgegangen, im ganzen Lande und über seine Grenzen hinaus erinnern sich viele an ihre Schulzeit bei uns.

Das wieder erwachte Interesse an der Geschichte ermutigt uns, den 120. Geburtstag unseres Gymnasiums festlich zu begehen. Die kleine Festschrift möchte ein paar Ausschnitte aus der Gegenwart zeigen und mit ihnen auf morgen hinweisen, auf eine offene Zukunft.

Werner Schwick



Liebes Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium, Verehrte Gratulanten zum 120jährigen Jubiläum

Die Wünsche der Eltern, ihren Kindern die Wege zu ebnen, der Auftrag der Lehrer, moderne Pädagogik zu praktizieren, der Anspruch der Politik, Ziele der jeweiligen Vorstellung des gesellschaftlichen Zusammenlebens in der Schule zu erproben, bleiben (glücklicherweise) häufig genug unerfüllt, da das Objekt, dem die ganzen Bemühungen gelten, in der Regel nicht den gewünschten Vorstellungen entspricht: die junge Generation.

Diese überlieferte Tradition wird sicherlich auch noch die nächsten 120 Jahre überdauern.

Offensichtlich eignet sich gerade das Schulsystem besonders gut für eine Einbindung in eine nahezu lückenlose Kette von Verordnungen, die den Schulbetrieb bis in alle Einzelheiten regeln, jedes individuelle „Ausbrechen“ bremsen, jede „Störung“ dämpfen.

Soll man diese Tradition feiern?

Die Eltern haben die Schule ja schon einmal abgehakt, sind zwangsläufig distanzierter, treten nur dann gezwungenermaßen in Aktion, wenn leidige Probleme auftreten, die nicht nur die Schüler, sondern zwangsläufig auch die Eltern belasten. Die erwähnten Verordnungen räumen heute auch den Eltern ein größeres Mitspracherecht ein. Das will man durchaus wahrnehmen. Aber soll man sich gleich mit der Schule identifizieren?

Muß man das 120jährige Jubiläum des EMA feiern?

Gemessen an den Traditionen, die in Osnabrück – auch im schulischen Bereich – gepflegt werden, sind 120 Jahre nicht viel. Gemessen an der kurzen Zeitspanne eines „Schülerlebens“ liegen die Anfänge des EMA in einer Vergangenheit, deren Verbindungslinien zum heutigen Schulalltag nur mühevoll zu verfolgen sind.

Kann man das 120jährige Jubiläum überhaupt feiern?

Entgegen allen Erwartungen ändern einzelne Schulen und manchmal sogar einzelne Jahrgänge ihr äußeres Erscheinungsbild; hie und da bleibt auch die Schule von aktuellen äußeren Einflüssen nicht verschont. Einzelne Lehrer sind in der Lage, durch persönliches Engagement Schüler oder Klassen zu mobilisieren; Kontakte mit ausländischen Schulen beleben mit neuen Impulsen.

Man darf somit eine weitere Feststellung wagen: An der Schule ist zu beobachten, wie die allgemeine Lethargie Schüler, Lehrer und Eltern befallen kann und wie durch unverdrossene Störenfriede plötzlich wieder Leben erwacht.

Man sollte eine Schule nicht in irgendeine Kategorie einordnen, wenn man

sich nicht zuvor bemüht, sie ein wenig kennenzulernen. Soweit ich die Vorbereitungen zur Gestaltung des Jubiläums verfolgt habe, zeigt das Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium vom 28. bis 31. Oktober 1987 den interessierten Besuchern die Vielfalt des Schulalltags eines modernen Gymnasiums, das die Verbindungslinien nicht in erster Linie in die Vergangenheit, sondern zu den Nachbarn im Stadtteil zieht, zur benachbarten englischen Schule, zu den aktuellen Fragen, die jedermann, aber vielleicht doch ganz besonders die jungen Leute beschäftigen, wie könnte es anders sein: zu den Aufgaben zum Schutz der Natur und Umwelt.

Die ernstesten Themen werden teils spielerisch, teils künstlerisch behandelt, man darf am Unterricht teilnehmen, darf sehen, zuhören und auch diskutieren und schließlich auch noch eine Fete feiern.

Man darf also – 120jährige Tradition ja oder nein, hin oder her – kommen, schauen, bewundern, kritisieren und feiern.

Viel Erfolg!

Hans-Christian Gudehus

Ansprache zum

Jubiläum

Liebe Geburtstagsgäste,

Grußworte haben immer zu Beginn die Qual der Wahl für die persönliche Anrede der Ehrengäste: man kann oben beginnen, man kann außen beginnen; ich habe mich entschlossen, innen zu beginnen – denn unsere Schüler sind unser wichtigstes „laufendes Kapital“! Also:

Liebe Schüler,

sehr geehrter Herr Direktor Werner Schmidt,
liebe, hochverehrte Frau Oberbürgermeister Ursula Flick,
sehr geehrter Herr Minister Professor Dr. Wolfgang Knies,

einen Förderverein gründet man nicht, um ehrsüchtig Titel zu tragen, einen Förderverein gründet man aus Liebe und Dankbarkeit zu seiner geistigen Heimat, um sein Gymnasium materiell und ideell zu unterstützen. Die materielle Hilfe kann man in Protokollen nachlesen, man kann sie im Fundus der Schule sehen; die ideelle Unterstützung jedoch hat im Verborgenen den Schwerpunkt, das Leben der Schule zu erleichtern und das Überleben zu sichern. Das jedoch geht nur mit Hilfe der Persönlichkeiten, die Verantwortung tragen in Politik und Verwaltung.

Bei einem Gymnasium spricht man oft von Tradition. Diese sehe ich, wie viele Bürger, bei uns ebenso wie bei anderen Schulen unserer Stadt Osnabrück. Man kann Namen wechseln: die Generation vor mir nannte sich Realgymnasium, mein Reifezeugnis trägt den Kopf „Staatliche Oberschule für Jungen“, und meine Söhne sind Abiturienten des Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasiums; man kann das Gebäude wechseln – das geistige Gebäude jedoch, das ein hochkarätiges Kollegium repräsentiert, war bei uns in einhundertzwanzig Jahren immer von gleicher Qualität!

Und so seine Kinder! In einhundertzwanzig Jahren haben wir junge Menschen in das Leben entlassen, die als Schüler ihr Gymnasium in der Öffentlichkeit selbstbewußt, aber diszipliniert vertreten haben und die danach eine feste Sprosse in der Leiter unserer Gesellschaft geworden sind. Wenn das keine Tradition ist!

Nun kann ein Gymnasium nicht allein von Tradition leben. Man braucht Perspektiven und Initiativen für die Zukunft. Zur Zeit liest man von der Partnerschaft unserer Stadt Osnabrück zu Greifswald in der DDR. Dort gibt es eine hochangesehene Universität, die Ernst-Moritz-Arndt-Universität heißt, mit der sich Namen wie Robert Koch und Berthold Beitz verbinden. Auch bei unseren Nachbarn wird der Patriot Ernst-Moritz-Arndt respektiert, sicherlich nicht nur, weil er dort sechs Jahre von 1800 bis 1806 dozierte, sondern weil sein Gedankengut wohl nicht so schlecht war. Diese Namensgleichheit unseres Gymnasiums mit der Universität in Greifswald ist ein Wink des Schicksals. Machen wir etwas daraus!

Daß Sie, sehr geehrter Herr Minister Dr. Knies und Sie, liebe Frau Oberbürgermeister Ursula Flick hier und heute unsere Gäste sind – stellvertretend für alle, die Verantwortung tragen für unser Gymnasium – gibt mir Zuversicht und Mut für mein Schlußwort:

Es lebe unser EMA!

Hermann Mohr



120 JAHRE

ERNST-MORITZ-ARNDT-GYMNASIUM



Eltern-Ausblick

Die Schule feiert nun ein Fest, und wir als Eltern mit Kindern im Nest möchten dabei sein, wenn alles zum EMA strömt und von Vergangenen und Zukünftigem klönt.

Wir Eltern leben auch mit dem EMA: hören von der Tochter, wie der Unterricht war, staunen, was die Lehrer heute sagen und wie die Schüler dazu fragen und erfahren.

Als Erziehungspflichtige nehmen wir alle Probleme ernst, geben Lebenshilfe und wünschen dann:

„ . . . damit Du besser lernst.“

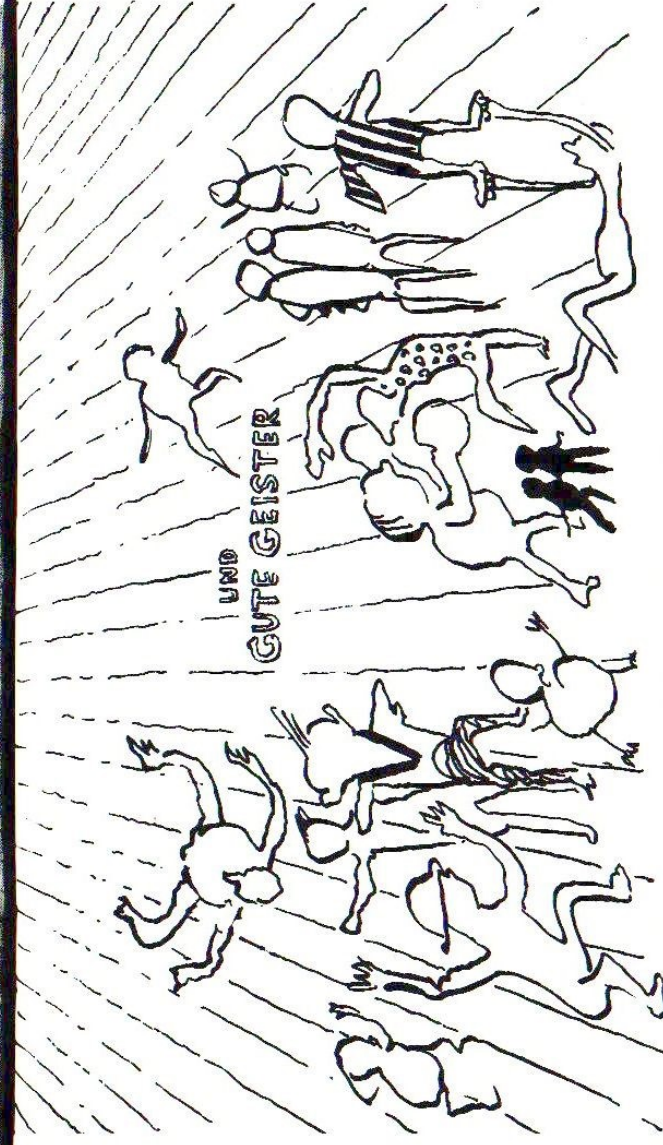
Das Lernprogramm der Lehrer verstehen wir gut, „Mitarbeiten“ heißt die Devise: geben wir den Kindern Mut!

Stolz blicken wir Eltern auf diese Schule mit Tradition und sind als Osnabrücker überzeugt davon, daß hundertzwanzig Jahre mit allem Geschick, mit Glück und Verstand und vorausschauendem Blick von jeder Schulleitung bestens geleitet sind.

Das Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium – jetzt am anderen Ort – mein Vater und Großvater lernten auch dort – hat die besten Lehrkräfte, die wir kennen, wir wollen sie nicht einzeln beim Namen nennen.

Gern wünscht unsere Familie dem EMA Erfolg weiterhin und der Schulleitung die sichere Hand, viel Herz und Gewinn, so – wie in bewährter Form – auch mit uns Eltern, mit Blick zurück und nach vorn.

Edelgard Tappe



Werner Schmidt, Udo Simon, Hans-Erich Frese, Herbert Kirchhoff, Dr. Wilfried Pabst; Günter Auding, Jürgen Baethge, Hubert Baumeister, Klaus-Jürgen Bock, Helmut Brammer, Gunter Breithaupt, Hergart Dölle, Peter Dölle, Oliver Druck, Jürgen Gehre, Erika große Beilage, Josefine Hallmann, Nelly Henne, Margret Hensellek, Rüdiger Hentschel, Dr. Heinrich Hirschfelder, Elke Hoffmann, Dietrich Hoppe, Erika Hoppe, Gisela Hußmann, Karin Jabs, Thomas Johannsmeier, Klaus Klingebiel, Jürgen Last, Veit Lindenmeyer, Erika Menzel, Mathias Müller, Jürgen Otte, Harry Pratzat, Ute Ranke, Willi Robel, Jürgen Schiering, Sylva Schlie, Winfried Schreiber, Kuno Stelz, Gert Sylvester, Hermann Volmer, Ulf Wellhausen, Günther Zimmermann, Aloys Zümsande; Martin Alker, Günter Kleine-Katthöfer, Claudia Sakautzky-Peters, Gerhard Steinbrink.

Informatik – Computer – Neue Technologien und Schule

Rund 40 Jahre sind erst vergangen, seitdem die ersten programmgesteuerten Rechenautomaten von Pionieren wie Konrad Zuse, Howard Aiken oder John von Neumann entwickelt wurden. Diese ersten Computer waren Riesen von der Größe eines Tennisplatzes, dem Gewicht eines ausgewachsenen Elefanten und der Leistungsfähigkeit eines heutigen, häufig als Werbe geschenk verteilten Taschenrechners in Minimalausstattung.

In diesen vier Jahrzehnten hat eine stürmische technische Entwicklung stattgefunden, in der dem Computer mit wachsender Leistungsfähigkeit immer neue Anwendungsgebiete erschlossen wurden. Die Geräte der Datenverarbeitung sind immer wirtschaftlicher und immer schneller geworden. Diese Entwicklung ist keineswegs abgeschlossen, im Gegenteil, die Abstände, in denen die sogenannte High-Tech-Industrie Produkte entwickelt, die Leistungssprünge in Bezug auf Speicherkapazität und Verarbeitungsgeschwindigkeit markieren, werden immer kürzer.

Schon heute, in Zukunft in noch viel stärkerem Maße, haben immer mehr Menschen einen unmittelbaren Kontakt zum Computer. Sei es beim Einkaufen, wo die Waren von der Kassiererin oder dem Kassierer nur über ein Glasfenster geschoben werden und die computergesteuerte Kasse die per Strichcode aufgedruckte Produktbezeichnung sowie den Preis liest, sei es bei Banken und Sparkassen, wo computergesteuerte Automaten Kontoauskünfte erteilen und Bargeld auszahlen, sei es im Beruf oder zu Hause bei der Benutzung des viel diskutierten Heimcomputers.

Es sind heute kaum noch Berufsfelder denkbar, in denen die Beschäftigten nicht in irgendeiner Weise mit Computern zu tun haben. Kunstwörter wie CAD, CAM oder CIM für computerunterstützte Konstruktion und Produktion tauchen fast täglich in der Presse auf und sind Bestandteil unseres Wortschatzes geworden.

Dieser Entwicklung durfte und darf sich die Schule nicht verschließen. Obwohl bereits im Jahre 1972 durch eine Rahmenvereinbarung der Kultusminister in der Bundesrepublik Deutschland eine wesentliche Voraussetzung für den Einzug des Computers als Unterrichtsmittel in die Schule geschaffen wurde, fand dieser in stärkerem Maße erst Anfang der achtziger Jahre statt, als nicht nur mehr teure Mehrplatzanlagen verfügbar waren, sondern auch Einzelplatzrechner (Personalcomputer) zu akzeptablen Konditionen, die nicht mehr die verfügbaren Etats der Schulen und Fördervereine überstiegen.

Bereits in der erwähnten Rahmenvereinbarung von 1972 wurde festgehalten, daß der Computereinsatz in der Schule auf zwei Schienen realisiert werden sollte:

- in der gymnasialen Oberstufe durch die Einführung des Unterrichtsfaches Informatik
- in allen Jahrgangsstufen und Schulformen fächerübergreifend als Werkzeug zur Unterrichtsunterstützung.

Im Land Niedersachsen wurde Informatik im Jahre 1981 als eigenständiges Unterrichts- und Abiturprüfungsfach für die gymnasiale Oberstufe zugelassen. Der zweite Ansatz (fächerübergreifender Computereinsatz) ist in Niedersachsen im Jahre 1983 durch die schulpolitische Initiative des damaligen Kultusministers Oschatz im Rahmen des Vorhabens „Neue Technologien und Schule“ auf den Weg gebracht worden.

Beide Arten des schulinternen Computereinsatzes sollen im folgenden kurz vorgestellt werden.

INFORMATIK – Ein neues Unterrichtsfach in der gymnasialen Oberstufe

Was ist die Aufgabe?

Die Informatik, ein Kunstwort aus Infor(mation) und (Auto)matik, ist die Wissenschaft, die sich im umfassendsten Sinne mit der systematischen Aufbereitung und Verarbeitung von Informationen befaßt, insbesondere durch digitale, programmgesteuerte Elektronenrechner. Die zentrale Aufgabe der Informatik als Wissenschaft ist es, grundsätzliche Verfahrensweisen der Informationsverarbeitung zu erforschen. Durch Abstraktion von Besonderheiten und durch Modellbildung sollen allgemeine Gesetzmäßigkeiten und Verfahren der Informationsverarbeitung gefunden werden.

Aus den wissenschaftlichen Aufgaben der Informatik wird die zentrale Aufgabe des Unterrichtsfaches Informatik in der gymnasialen Oberstufe abgeleitet. Demnach soll der Informatikunterricht die Schülerinnen und Schüler mit einem Kerngebiet der Informationsverarbeitung, nämlich den allgemeinen Methoden und Verfahren zur Lösung von Problemen mit Hilfe von Datenverarbeitungsanlagen vertraut machen, wobei insbesondere die Methode der strukturierten Problemlösung erarbeitet werden soll.

Im Rahmen dieser Aufgabe soll insbesondere deutlich werden, wie die Möglichkeit der Verarbeitung großer Datenmengen durch geeignete Datenstrukturen zu einer Erweiterung des Denkhorizonts in vielen Wissenschaften führt.

Dabei soll erkennbar werden, daß der Einsatz von Datenverarbeitungsanlagen neue Dimensionen in vielen Anwendungsbereichen erschließt und wesentliche Strukturveränderungen in Wirtschaft und Beruf bewirkt.

Durch ein breites Spektrum von Beispielproblemen sollen die Schülerinnen und Schüler den interdisziplinären Charakter der Informatik erkennen und in die Lage versetzt werden, auch in anderen Fächern Probleme zu analysieren, zu verstehen und zu lösen.

Nach dieser Aufgabenstellung ist Informatik kein naturwissenschaftliches Fach, denn ihre Beschäftigungsobjekte sind keine Naturphänomene. Sie ist auch kein Teilgebiet der Mathematik, obwohl sie sich bei der Strukturierung und Formalisierung von Anwendungsgebieten mathematischer Methoden und Verfahrensweisen bedient. Wesentliche Unterschiede bestehen aber vor allen Dingen in der methodischen Vorgehensweise bei der Erkenntnisgewinnung.

Informatik als eigenständiges Unterrichtsfach wird nur im Wahlbereich der gymnasialen Oberstufe angeboten.

Wie soll der Unterricht dieser Aufgabe gerecht werden?

Bei der Festlegung der Unterrichtsinhalte zum Erreichen der allgemeinen Ziele des Informatikunterrichts muß zunächst zwischen der Vorstufe (Jahrgang 11) und der Kursstufe (Jahrgänge 12 und 13) unterschieden werden.

Da Informatik in der gymnasialen Oberstufe als Schulfach neu einsetzt, müssen die Schülerinnen und Schüler in der Vorstufe zunächst an ausgewählten einfachen Beispielproblemen aus der Praxis wesentliche Arbeitsweisen und Teilgebiete der Informatik kennenlernen.

Der Unterricht muß so angelegt sein, daß die Schülerinnen und Schüler entscheiden können, ob für sie Informatik als Abiturprüfungsfach in Frage kommt. In diesem einführenden Kurs in der Vorstufe lernen sie grundlegende Problemlösungsmethoden (z. B. die schrittweise Verfeinerung einer Problemstellung) und algorithmische Grundstrukturen (z. B. Eingabe, Ausgabe, Zuweisung, Auswahl, Wiederholung) kennen. Sie erlernen die Grundelemente einer höheren Programmiersprache (PASCAL) und erwerben beim Testen und Korrigieren der selbst erstellten Programme Fertigkeiten in der Rechnerbedienung.

Die praktische Arbeit am Rechner steht in der Vorstufe im Vordergrund. Im Unterricht der Kursstufe werden in Halbjahreskursen folgende sechs Themenbereiche behandelt:

- Entwicklung algorithmischer Problemlösungen
- Programmentwicklung und Test
- Maschinelle Verarbeitung von Programmen
- Grundlagen der Hardware
- Theoretische Grundlagen der Informatik
- Gesellschaftliche und historische Aspekte der Datenverarbeitung

Informatikunterricht am Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium

Seit Februar 1983 konnten am Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium regelmäßig Informatikkurse im Wahlbereich der gymnasialen Oberstufe angeboten werden. Da zunächst keine eigenen Rechner zur Verfügung standen, mußten die Kurse anfänglich an der von der Stadt Osnabrück im Gebäude des

Gymnasiums Carolinum eingerichteten, von allen städtischen Schulen zu benutzenden Rechenanlage durchgeführt werden.

Bald danach konnte jedoch durch eine großzügige Spende des Vereins Förderer des Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasiums der erste eigene Computer angeschafft werden. Durch die Stadt Osnabrück und weitere Spenden des Fördervereins wurde die Rechnerausstattung bis 1985 auf sechs Geräte mit zwei Druckern auf einen unterrichtlichen Bedingungen genügenden Umfang verbessert, so daß seit 1985 der gesamte Informatikunterricht an eigenen Computern stattfindet.

Dieses Kursangebot trifft bei der Schülerschaft auf großes Interesse, was sich darin äußert, daß sich zu Beginn der 11. Klasse regelmäßig etwa 50 % aller Schüler entscheiden, den Einführungskurs in Informatik zu belegen.

In einem der Kurse der Jahrgangsstufe 13 konnte bereits ein für die Schüler besonders motivierender Anwendungsbezug erreicht werden. In Form eines Projektes in enger Zusammenarbeit mit dem Sprachheilzentrum Werscher Berg der Arbeiterwohlfahrt wurde ein umfangreicheres Programm entwickelt, das mit Erfolg bei der Unterrichtung von lese- und rechtschreibunkundigen Jugendlichen eingesetzt wird.

In den Jahren 1985 und 1986 nahmen auch jeweils zwei Teilnehmer der Informatikkurse am Bundeswettbewerb Informatik teil.

Auf Grund der guten Erfahrungen mit den Informatikkursen beantragte der Schulleiter die Zulassung des Faches Informatik als Abiturprüfungsfach. Die Genehmigung wurde im Sommer 1986 durch die Bezirksregierung Weser-Ems erteilt.

Für Ende 1987 bzw. Anfang 1988 ist dem Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium durch die Stadt Osnabrück mit Zuschüssen des Landes Niedersachsen eine Neuausstattung mit modernen Personalcomputern und zugehörigen Peripheriegeräten zugesagt worden, die dann sowohl für den Informatikunterricht als auch für das Projekt „Neue Technologien und Schule“ des niedersächsischen Kultusministers zur Verfügung stehen.

Neue Technologien und Schule – ein Vorhaben des niedersächsischen Kultusministers

Um der Herausforderung durch den Einzug der neuen Technologien in die Gesellschaft und einem „Bildungsnotstand“ in Bezug auf die Berücksichtigung des Computers im Unterricht zu begegnen, wurde in den Jahren 1983 und 1984 vom damaligen niedersächsischen Kultusminister Oschatz das Projekt „Neue Technologien und Schule“ initiiert.

Hauptziel dieses Vorhabens ist die Erstellung eines fundierten Konzepts zur Realisierung einer informations- und kommunikationstechnologischen Grundbildung aller Schülerinnen und Schüler im Sekundarbereich I.

Dabei geht es nicht um eine mit allen verfügbaren Mitteln voranzutreibende „Computerisierung des Bildungswesens“, sondern um die Suche nach Möglichkeiten für eine angemessene Integration der neuen Technologien und ihrer Anwendungen in den Pflichtunterricht, um allen Schülern eine grundlegende Auseinandersetzung mit den neuen Technologien zu ermöglichen.

Da in Niedersachsen davon ausgegangen wird, daß grundsätzlich jedes Unterrichtsfach einen Beitrag zur informationstechnologischen Bildung leisten kann, wurden für alle Fächer Kommissionen eingesetzt, die folgende einheitliche Aufgaben erhielten:

- Entwicklung von Unterrichtsmaterialien
- fachliche Begleitung und Auswertung ihrer Erprobung im Unterricht
- Vornahme der möglicherweise erforderlichen Revision der Materialien

Von diesen Kommissionen sind bisher Erprobungsfassungen der Materialien für die Fächer/Fachbereiche Arbeitslehre, Biologie, Mathematik, Medienerziehung, Technik und für Sozialkunde und Physik im Gymnasium erschienen. Die Materialien der übrigen Kommissionen sollen noch im Jahre 1987 erscheinen. Diese Materialien sollen vom Schuljahr 1987/88 an in ausgewählten Schulen in der Schulpraxis erprobt werden.

Parallel dazu sollen in den nächsten fünf Jahren etwa 20000 Lehrerinnen und Lehrer in eigens dafür eingerichteten „Regionalen-Computer-Centren“ (RCC) mit den Erprobungsfassungen der Materialien bekannt gemacht und auf den Einsatz der neuen Technologien im Unterricht vorbereitet werden. Diese regionale Lehrerfortbildung soll ergänzt werden durch eine schulinterne Fortbildung durch interessierte Kolleginnen und Kollegen.

Die durch weitere Expertenbefragungen ergänzte dreigliedrige Erprobungsphase soll dann mit einer genauen Auswertung und einer eventuell erforderlichen Revision der Materialien beendet werden.

Durch eine Fortschreibung der bestehenden Rahmenrichtlinien werden dann Anfang der neunziger Jahre die neuen Technologien fester Bestandteil des Pflichtunterrichts im Sekundarbereich I.

Das niedersächsische Konzept einer integrierten informationstechnologischen Grundbildung im Pflichtunterricht der Sekundarstufe I, die im Wahlpflichtunterricht und in Arbeitsgemeinschaften der Sekundarstufe I erweitert werden kann und schließlich im Informatikunterricht der gymnasialen Oberstufe zu einer fachspezifischen Vertiefung führt, erscheint als Ganzes in sich schlüssig. Der Einzug der neuen Technologien in die Schule wird Schülerinnen und Schüler besser als bisher auf die Anforderungen von Beruf oder Studium vorbereiten.

Das Gelingen des Vorhabens wird aber entscheidend davon abhängen, ob die damit zwangsläufig verbundene Umgestaltung des Unterrichts von allen Beteiligten mitgetragen wird.

Klaus-Jürgen Bock

Zur Entwicklung des mathematischen Unterrichts am Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium

In der Festschrift „100 Jahre Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium vormals Real-Gymnasium“ *) aus dem Jahr 1967 findet man eine sehr lesenswerte Arbeit über die Entwicklung des Mathematikunterrichts an unserer Schule in der Zeit von 1867 bis 1967, geschrieben von dem verstorbenen, von mir hoch geschätzten Kollegen *Helmut Heckmann*. Er gibt einen Überblick über die Entwicklung der Wochenstundenzahlen und berichtet über die stofflichen Veränderungen. Mit Abituraufgaben, darunter auch den ersten an unserer Schule im Fach Mathematik gestellten Reifeprüfungsaufgaben, veranschaulicht er seine Darlegungen.

Die Wochenstundenzahl

Aus dem Artikel von Heckmann wird hier die Tafel über die stundenzahlmäßige Entwicklung übernommen. An ihr erkennt man, daß der Mathematikunterricht in den dreißiger und vierziger Jahren dieses Jahrhunderts erheblich gekürzt wurde. In der Oberstufe standen statt der früher angesetzten fünfzehn Wochenstunden nur noch vier oder acht, dann einheitlich sechs Gesamtwochenstunden für den Mathematikunterricht zur Verfügung. Nach dem 2. Weltkrieg erhielt der Mathematikunterricht in dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Zweig und später in den Leistungskursen der reformierten Oberstufe des Gymnasiums deutlich wieder mehr Gewicht. Die durchgängig hohen Gesamtwochenstundenzahlen vom Beginn unseres Jahrhunderts erhielt er allerdings nicht wieder. Für die Mehrzahl der Schüler, die den sprachlichen Zweig besuchten oder jetzt keinen Leistungskurs in Mathematik belegen, ist das Unterrichtsangebot in Mathematik relativ gering geblieben. Dies ist insofern besonders bedauerlich, als die Bedeutung von Mathematik für viele Studienfächer und Berufsfelder in den letzten Jahrzehnten erheblich zugenommen hat.

*) Hrsg. Walter Kaufmann, Verlag H. Th. Wenner, Osnabrück 1967.

Diese Festschrift ist zur Zeit noch im Buchhandel erhältlich.

Tafel
Die stundenzahlmäßige Entwicklung

Jahr	Schuljahr	Anzahl d. Wochenstd.			Math.-Stunden von Gesamtwochenstunden
		Ober- stufe	Mittel- stufe	Unter- stufe	
1869	Realschule I. Ordnung	5 5 5	5 6 6	6 4 5	47 von 326 (14,4 %)
1882	Realgymnasium	5 5 5	5 5 5	5 4 5	44 von 298 (14,8 %)
1892	Realgymnasium	5 5 5	5 5 5	4 4 4	42 von 295 (14,2 %)
1894	Reformrealgymnasium mit Realschule	5 5 5	5 5 5	5 5 5	45 von 305 (14,8 %)
1924	Reformrealgymnasium mit Realschule	4 4 4	4 4 4	5 4 4	37 von 303 (12,2 %)
1928	Reformrealgymnasium	4 4 4	4 4 4	4 4 4	36 von 285 (12,6 %)
1928	Oberrealschule	5 5 5	5 4 4	4 4 4	40 von 283 (14,1 %)
1938	Oberschule für Jungen sprachl. Zweig	2 2	2 3 3	4 4 4	24 von 273 (8,8 %)
1938	mathem. Zweig	4 4	4 3 3	4 4 4	30 von 273 (11,0 %)
1940	Oberschule für Jungen	3 3	3 4 4	4 4 4	29 von 273 (10,6 %)
1949	Oberschule für Jungen sprachl. Zug	3 3	3 3 4	4 5 5	30 von 291 (10,3 %)
1949	mathem. Zug	5 5	5 5 4	4 5 5	38 von 295 (12,9 %)
1953	Oberschule für Jungen sprachl. Zug	3 3	3 3 4	4 4 4	28 von 260 (10,8 %)
1953	mathem. Zug	5 5 5	5 3 4	4 4 4	39 von 260 (15,0 %)
1957	Gymnasium neusprachl. Form	4 3	3 3 4	4 4 4	29 von 269 (10,8 %)
1957	mathem.-naturw. Form	5 5 5	3 3 4	4 4 4	37 von 269 (13,8 %)
1962	Gymnasium neusprachl. Form	4 3	4 4 4	4 4 4	31 von 284 (10,9 %)
1962	mathem.-naturw. Form	5 5 5	4 4 4	4 4 4	39 von 284 (13,7 %)

Bemerkungen:

Die Gesamtwochenstundenzahl ist nur aus den Pflichtstunden errechnet. Sie enthält also nicht die von der Behörde zugelassenen Stunden für Wahlfächer, Arbeitsgemeinschaften und Gruppenarbeit. Das ist besonders für die Stundentafeln der Jahre 1924, 1953 und 1957 zu beachten.

aus: 100 Jahre Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium vormals Realgymnasium

Entwicklung der Wochenstundenzahlen seit 1967

Seit 1976 ist das Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium ein Gymnasium mit reformierter Oberstufe. In der Oberstufe, der Sekundarstufe II, findet der Unterricht seither in Kursen statt. Die Schülerinnen und Schüler können Mathematik als Prüfungsfach für das Abitur wählen, als Leistungsfach (L) oder als 3. oder 4. Prüfungsfach (P). Sie haben jedoch auch die Möglichkeit, das Abitur ohne eine Prüfung in Mathematik abzulegen.

Übersicht über die Unterrichtsverteilung im Fach Mathematik

Jahr	Schulart	Anzahl der Wochenstd. im Fach Mathematik			Anteil der Anzahl der Mathematikstunden an der Gesamtwochen- stundenzahl
		Jahrgangs- stufe	Klasse	10 9 8 7	
		13 12 11	10 9 8 7		
1976	Gymnasium mit reformierter Oberstufe				*
	L-Fach	5 5 4	4 4 4 4	30	von 209,5 (14,3 %)
	P-Fach	3 3 3	4 4 4 4	25	von 209,5 (11,9 %)
	ohne Prüfung	4,5*)	4 4 4 4	20,5	von 209,5 (9,8 %)
1987**)	Gymnasium				
	L-Fach	5 5 3	4 4 3 4	28	von 209 (13,4 %)
	P-Fach	3 3 3	4 4 3 4	24	von 209 (11,5 %)
	ohne Prüfung	3 3	4 4 3 4	21	von 209 (10,0 %)

Information zum Mathematikunterricht in der Orientierungsstufe

Klasse 5: 4 Mathematikwochenstunden von 31 Gesamtwochenstunden

Klasse 6: 4 Mathematikwochenstunden von 32 Gesamtwochenstunden

Die Schülerinnen und Schüler können in der Orientierungsstufe am Mathematikunterricht auf verschiedenen Leistungsniveaus teilnehmen.

Für den Übergang von der Orientierungsstufe zum Gymnasium sind überdurchschnittliche Leistungen im Fach Mathematik nicht Voraussetzung.

*) 3 Halbjahre mit je 3 Wochenstunden

**) derzeitiger Stand, erreicht nach Änderungen in verschiedenen Jahren.

Seit 1981 wird in der 11. Jahrgangsstufe wieder im Klassenverband unterrichtet.

Die Gesamtwochenstundenzahl gibt nur die Mindestzahl an Pflichtstunden an.

Die Entwicklung des Mathematikunterrichts seit der 100-Jahr-Feier

Die auffälligste Veränderung stofflicher Art innerhalb der letzten zwanzig Jahre war die Hereinnahme von Statistik und Wahrscheinlichkeitsrechnung (zusammengefaßt unter der Bezeichnung Stochastik) in den Stoffkanon unserer Schule. Dieses Gebiet erhielt mit Beginn der Oberstufenreform einen festen Platz in dem Unterricht in der Sekundarstufe II und in den Abiturprüfungen am Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium. Nach den niedersächsischen Rahmenrichtlinien für den Mathematikunterricht in der gymnasialen Ober-

stufe und den Abiturbestimmungen besteht die Möglichkeit, von den beiden Sachgebieten „Lineare Algebra / Analytische Geometrie“ und „Wahrscheinlichkeitsrechnung/Statistik“ nur eines für Unterricht und Abitur auszuwählen. Die Fachkonferenz hat jedoch mit Rücksicht auf die zukünftigen Interessen unserer Schülerinnen und Schüler beschlossen, beide Gebiete gleichberechtigt in den Anstaltslehrplan aufzunehmen (eine Erläuterung hierzu folgt später). Der Unterricht umfaßt die Gebiete „beschreibende Statistik“, „Wahrscheinlichkeitsrechnung“ und „beurteilende Statistik“.

Seit 1980 gehört Stochastik auch zum Pflichtstoff der Sekundarstufe I. Hier geht es um die Erarbeitung des Begriffs relative Häufigkeit und der Eigenschaften relativer Häufigkeiten, um die Behandlung einiger Beispiele für Gleichwahrscheinlichkeit und schließlich, in Klasse 10, um ausgewählte Probleme der beurteilenden Statistik. Leider wird der Unterricht in Statistik und Wahrscheinlichkeitsrechnung bei Zeitmangel gekürzt, besonders in Klasse 10. Dies scheint typisch für den Stochastikunterricht in der Sekundarstufe I zu sein, wie aus einer Bestandsaufnahme des Kultusministeriums *) zu entnehmen ist.

In den Bereichen der Algebra und Geometrie hat es seit dem Ende der sechziger Jahre in stofflicher Hinsicht keine wesentlichen Veränderungen gegeben. Die Akzentsetzungen, die damals bereits erkennbar waren, sind deutlicher geworden. Die Begriffe Funktion, Abbildung, Struktur werden durchgängig eingesetzt, Beziehungen zwischen verschiedenen Gebieten und Gemeinsamkeiten verschiedener Unterrichtsstoffe verstärkt herausgearbeitet. Wir verwenden im Unterricht die Mengensprechweise überall dort, wo dies mit Vorteil für die Verständlichkeit und das Aufzeigen von Gemeinsamkeiten verschiedener Stoffe geschehen kann.

Bei den Reformversuchen der siebziger Jahre, die durch einen Beschluß der Kultusministerkonferenz von 1968 zur Reform des Mathematikunterrichts **) eingeleitet und gesteuert wurden, gab es u. a. ein aus heutiger Sicht überzogen wirkendes Bemühen um Formalisierung und Wissenschaftlichung der Schulmathematik, das am Ernst-Moritz-Armdt-Gymnasium kaum zum Tragen kam. Der Trend zu einer für Schülerinnen und Schüler schwer verstehbaren Formalisierung und zu einer Annäherung an die Hochschulmathematik machte sich allerdings im Unterricht auf dem Wege über das seinerzeit an allen Gymnasien Osnabrücks eingeführte Mathematikbuch bemerkbar. Zur Erinnerung sei angemerkt: Teile der Reform wurden

*) Niedersächsischer Kultusminister (Hrsg.), Bestandsaufnahme und Schulberatung in den Klassen 7 – 10 des Gymnasiums, Hannover 1987

**) Empfehlungen und Richtlinien zur Modernisierung des Mathematikunterrichts an den allgemeinbildenden Schulen – Beschluß der Kultusministerkonferenz vom 3. 10. 1968

in der Öffentlichkeit verkürzend mit dem Ausdruck „Mengenlehre“ bezeichnet. Da es in unserem Fachkollegium keine Anhänger einer extrem wissenschaftsbetonten Reform gab, ist über den Mathematikunterricht an unserer Schule für diese Zeit nichts Besonderes zu berichten. Hier wurde nur eine Reform durchgeführt, die schon vor längerer Zeit ihren Anfang genommen hatte und durchaus erwünscht war, die ich oben mit dem Wort „Akzentsetzungen“ angesprochen habe. Aus dieser Situation heraus konnte der Übergang zu einem Unterricht nach den neuen Rahmenrichtlinien für die Klassen 7-10 (seit 1980 in der Erprobung) fast unmerklich erfolgen. Die Schwerpunkte dieses Unterrichts möchte ich jetzt kurz skizzieren.

Kerngebiet unseres Unterrichts in den Klassen 7 bis 10 ist die Algebra. Nach der Erarbeitung von Einsichten in die mathematischen Zusammenhänge wird mit Hilfe von Übungsaufgaben die sichere Verwendung der Regeln und die Anwendung mathematischer Kenntnisse auf verschiedene Sachverhalte trainiert. Die Beherrschung der Algebra ist für uns eine wesentliche Voraussetzung für erfolgreiche Arbeit in der Oberstufe. Neben Algebra und neuerdings Stochastik hat die Geometrie nach wie vor ihren Platz im Unterricht der Sekundarstufe I. Hier stehen besonders die Kongruenzabbildungen im Vordergrund. Sie werden eingesetzt zur Erarbeitung der Eigenschaften von Figuren und Körpern und zur Vermittlung des Gruppenbegriffs. In Algebra, Geometrie und Stochastik bemühen wir uns darum, heuristisches Denken zu schulen und die Bedeutung des mathematischen Beweises bewußt zu machen. Die Schülerinnen und Schüler sollen lernen, Probleme präzise zu erfassen und selbständig Lösungen zu finden bzw. Lösungsstrategien zu entwickeln.

Der Umfang der von den Rahmenrichtlinien für den Mathematikunterricht in Klasse 7 bis 10 als verbindlich vorgesehenen Inhalte erweist sich häufig, besonders wenn Unterrichtsausfall hinzukommt, als problematisch. Er führt zu einem Konflikt zwischen dem Bestreben nach Gründlichkeit und dem Auftrag zur Vollständigkeit, bei dem jede Lösung nicht ganz befriedigend ist. Wir hoffen, daß die Überarbeitung der Richtlinien, für die die Fachkollegien zu Erfahrungsberichten aufgefordert sind, zu einer zukünftigen Unterrichtssituation führt, in der mit mehr Muße ein erfolgreicher Mathematikunterricht stattfinden kann.

Ich möchte nun erläutern, weshalb die Fachkonferenz sich für eine Aufnahme der beiden Gebiete „Lineare Algebra/Analytische Geometrie“ und „Wahrscheinlichkeitsrechnung/Statistik“ in den Kanon des Oberstufenunterrichts entschieden hat. Zunächst eine Vorbemerkung: Die Behandlung beider Gebiete bringt für die Schülerinnen und Schüler keinen größeren Lernstoffumfang mit sich als die nur eines Gebietes, das für sich alleine in wesentlich größerem Umfang zu erarbeiten wären.

In dem Gebiet „Lineare Algebra/Analytische Geometrie“ lernen die Schülerinnen und Schüler mit dem Vektor einen überaus wichtigen und wirksamen

mathematischen Begriff und seine Verwendung kennen, ohne den die heutigen Naturwissenschaften und die verschiedensten Richtungen der Technik nicht mehr denkbar wären, der aber auch außerhalb dieser Bereiche von Bedeutung ist, z. B. in den Wirtschaftswissenschaften. Da das Gebiet „Lineare Algebra/Analytische Geometrie“ außerdem zu den Standardprüfungsgebieten in anderen Bundesländern gehört, dient die Vermittlung einer sicheren Grundlage in diesem Gebiet der Sicherung praktischer Chancengleichheit für unsere Schülerinnen und Schüler.

Eine Einführung in die Stochastik hält die Fachkonferenz aus folgenden Gründen für geboten: die Stochastik spielt in vielen Fachgebieten eine bedeutende Rolle. Anwendungen der Stochastik berühren unser Leben fast täglich. Statistiken werden vorbereitet, erhoben und ausgewertet. Es ist wichtig, die Zusammenhänge, die dabei eine Rolle spielen, zu verstehen und zu durchschauen, Auswertungen kritisch zu würdigen. Auf der Grundlage von statistischen Erhebungen werden Prognosen gestellt. Dabei kommen die Methoden der Wahrscheinlichkeitsrechnung und der beurteilenden Statistik ins Spiel. Ohne eine ausreichende Grundbildung ist man hier zu sehr dem guten oder schlechten Willen, aber auch dem Können oder Nichtkönnen der Anwender ausgeliefert, sei es bei der kommunalen Verkehrslenkung, der Einrichtung von Kindergärten oder der Planung anderer öffentlicher Einrichtungen, sei es bei der Einschätzung von medizinischen Risiken und vielen anderen Problemen und Nochnichtproblemen unseres Alltags. Wir meinen, daß eine Behandlung der Stochastik nur in der Mittelstufe und eventuell im Prüfungssemester nicht ausreicht, eine zufriedenstellende Vertrautheit mit den ungewohnten stochastischen Denkweisen und eine angemessenen kritische Haltung in Fragen der Statistik zu erzeugen.

Abschließend sei ein Ausblick in die Zukunft gewagt. Zur Zeit hält der Computer seinen Einzug in den Unterricht verschiedener Fächer, über den des neuen Faches Informatik hinaus. Das Vorhaben „Neue Technologien und Schule“ des Niedersächsischen Kultusministers ist in der Erprobung. Es wird untersucht, welchen Beitrag verschiedene Fächer zur informations- und kommunikationstechnologischen Bildung leisten können. Hieran ist das Fach Mathematik beteiligt. Es ist nun zu erwarten, daß die Verfügbarkeit von Computern in naher Zukunft Auswirkungen auf Inhalte und Arbeitsweisen des Mathematikunterrichts selbst haben wird. Diese werden über die Beteiligung an der Vermittlung einer Grundbildung über neue Technologien und über den Einsatz des Computers als Rechen- und Zeichenhilfsmittel sicher hinausgehen. Wie derartige Auswirkungen aussehen werden, ist im Augenblick jedoch noch nicht erkennbar.

Gert Sylvester

EMA – auch für Schülerinnen!!!

120jähriges Bestehen feiert das Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium – mensch erfreut sich an seiner langen Tradition und nutzt den Anlaß, um sich in diesem Herbst als zeitgemäßes, aufgeschlossenes Gymnasium der Öffentlichkeit vorzustellen. 120 Jahre existiert diese Schule, aber ganze 98 Jahre davon war es ausschließlich Jungen erlaubt, dort zu lernen. 1965 durften die ersten vier Schülerinnen das EMA besuchen. Wie sie den Schulalltag erlebten, von Schülern und Lehrer/inne/n behandelt wurden – als die sensationelle Neuheit der Schule oder vielleicht auch als Verirrte im Bildungssystem?

Mit 13 1/2 Jahren wechselte Annelotte Werner vom „Mädchengymnasium am Hegertorwall“ in die Klasse sieben des EMA, gemeinsam mit einer Klassenkameradin und zwei Schülerinnen aus ihrer bisherigen Parallelklasse, denn auch sie wollten Russisch als zweite Fremdsprache wählen:

„In Übereinstimmung mit meinen Eltern war es mein Wunsch, eine interessante Sprache zu lernen. Angst, dort nur eine kleine Minderheit zwischen den Jungen zu sein, hatte ich nicht, ich war neugierig auf die neue Situation; mit 13 Jahren habe ich mir auch noch keine Gedanken über Vorurteile gemacht.

Es gab damals am EMA vorwiegend Lehrer, nur in Russisch wurde ich von einer Frau unterrichtet – von Frau Hoppe. Als unsere Klassenlehrerin hatte sie ein sehr freundschaftliches, fast mütterliches Verhältnis zu der gesamten Klasse, sowohl zu den Jungen als auch zu uns Mädchen. Sie war auch die einzige, die uns bei Vornamen nannte, während ihre (männlichen) Kollegen uns stets nur mit dem Nachnamen aufriefen und insgesamt distanziert waren und blieben. Vielleicht hätte sich das geändert, wenn schließlich mehr Mädchen das EMA besucht hätten.

Die Mitschüler meiner Klasse verhielten sich natürlich, suchten Kontakt, waren freundlich und versuchten uns (unbewußt) zu integrieren, wie z. B. beim Fußballspielen auf dem Pausenhof. Völlig anders benahmen sich die Jungen aus anderen Klassen. Sie betrachteten uns als „etwas Exotisches“, in den Pausen wurden wir dann richtig beguckt und bestaunt. Ich habe mir sogar einige „interessante Dokumente“ aufgehoben, die für sich sprechen: Lustige Erinnerungen sind Liebesbriefe, erste engere Freundschaften mit Jungen – allerdings nicht mit welchen aus der Klasse, sondern nur mit Schülern der Oberstufe. Die Gleichaltrigen oder Jüngeren waren „für so etwas zu blöd“, „schick“ war es, von Oberstufenschülern nach Hause gebracht zu werden: „Hoffentlich haben es die Pauker gesehen!“ war das Motto, wenn mein Freund mich auf dem Motorrad nach Hause brachte.

Probleme gab es allerdings auch; so versuchten Lehrer sich über die Eltern in den Privatbereich einzumischen, etwa: der Schüler X sei nicht der richtige Umgang für mich.

Liebe Anne - Lotte!

Vor einem Jahr sah ich Dich zum ersten Male auf unserer 'Emma'. Zuerst beachtete ich Dich nicht, und auch die Frage meines Freundes, die er mir stellte, ob Du mir nicht gefiehest, beachtete ich zuerst nicht. Aber nach einem Jahr ungefähr, nachdem mein Freund Dich und Deine Freundin Brigitte einige Male heimlich begleitet hatte, erweilte auch in mir allmählich die Zuneigung zu Dir. Aber Du brauchst es ja niemandem zu sagen. In einigen Mächten sah ich manchmal Dein Bild vor mir, und ich konnte mich nicht mehr von Dir losdenken. "Ich liebe Dich!" Ich weiß nicht, ob Du mich auch schon einmal gesehen hast.

Da meine Freundin jetzt nach den Ferien von der Schule 'gegangen' ist, habe ich keinen direkten Freund mehr, mit dem ich in die Stadt gehen könnte, da ich Fahrkarten hier. Ich fahre um 13 Uhr am Hauptplatz - Kleinrichtstraße ab. Aber auf der Schülerbusse kann man sich leider nicht verlassen. Und man frage ich Dich: können wir wohl gute Freunde werden?

In dem Briefumschlag ist ein Bild von unserem Haus. Ich schicke Dir das Bild, damit Du weißt wo ich wohne, wenn Du einmal in unser kleines 'Haff' kommen solltest. Bitte schicke mir das Bild wieder zurück wenn Du mir schreibst.

Vielleicht hast Du Hobbys, mit denen Du Dich in der Freizeit beschäftigen. Meine sind: Schifahren, Schwimmen und Modelleisenbahn.

Eigentlich wollte ich Dich schon mal in den Ferien besuchen; aber ich hatte mich nicht so, und die Strecke war mir doch etwas zu lang für eine Fahrradtour. Denn sie beträgt doch 25 km.

Damit möchte ich meinen Brief beschließen und hoffe, daß Du mir auch mal schreibst.

Erzögere bitte Deine Eltern

Dein

Liebesbrief

Post-Anweisung Nr. 1
Kt. 2. 1. 1960
Postamt Berlin
10000

Lotte Andette

Das soll unser letzter Brief an Dich sein. Wir finden Dich zwar nicht gemin, aber wir hatten doch erwartet, daß Du jedenfalls auf unseren letzten Brief antworten würdest. Eine Karte war doch etwas beigefügt. Entfalle uns doch noch einen Kuss und behandle diesen wichtigsten Anknüpfungspunkt vertraulich. Und dann noch etwas: falls wir Dich irgendwann belästigt haben sollten, sei uns bitte nicht böse. Wir sind noch jung und haben wenig Erfahrung im Umgang mit Mädchen. In anderen haben wir eingeschaut, daß es so schön ist, wenn wir Deine schönen Freunde haben können, als wir es sind!

Zwei Bücher, die Dich zu interessieren werden.

Im Unterricht hörten wir: „Ich habe noch nie Mädchen unterrichtet . . .“; zu dieser Bemerkung ließen sich mindestens drei Lehrer vor uns 15jährigen hinreißen. Mädchen lernen doch schließlich nicht generell anders oder womöglich schlechter als Jungen! Die Überzeugung unseres Physiklehrers: „Nicht einmal das Gerät (Amperemeter) ablesen könnt Ihr! Auf'ne Puddingschule gehört Ihr!“, „Mädchen verstehen nix von Physik- das ist Jungensache! Stricken und kochen sollen Sie!“!!!

Der Erfolg solcher Äußerungen und von solchem Verhalten war, daß Physik während der Mittelstufe zu meinem Angstfach wurde. Im allgemeinen wurden jedoch auch die Schülerinnen ernst genommen, vor allem in der Oberstufe. Nur bei einigen Lehrern merkte man, daß sie irgendwie „lauer“ waren, wenn sie ein Mädchen drannahmen: „Mal sehen, wie **die** gelernt hat.“ Die Schülerinnen wurden auch nie zuerst drangenommen!

Desweiteren konnten wir nicht an allen Unterrichtsveranstaltungen teilnehmen. Der Sport fand für uns Mädchen im „Mädchengymnasium am Hegeratorwall“ statt, sofern das stundenplanmäßig möglich war. Als das Mädchengymnasium dann in die Wüste zog, hatten wir keinen Sportunterricht mehr. Ich habe dann mal freiwillig am Schwimmunterricht bei Herrn Gehre teilgenommen – er hatte nichts dagegen. Eine Zensur bekam ich nicht. Eine weitere Veränderung mit dem Schulwechsel war, daß wir statt Handarbeiten Werkunterricht bekamen, was mir auch mehr Spaß machte.

Die 60er Jahre waren die Zeit der Mini-Mode. Meine Eltern hatten nichts dagegen, aber bei einigen Lehrern erzeugten meine Mini-Röckchen Verachtung: „Eines Tages wirst Du noch ohne Rock zur Schule kommen“ . . . Aber warum sollte ich mich anders als andere Mädchen in meinem Alter verhalten, nur weil ich auf einer Jungenschule war?! Ich versuchte, mich zu behaupten; wollte das tragen, was andere Mädchen auch trugen, was ich wollte.

Etwas wurde ich natürlich in diesen Konflikt hineingedrängt, ich war ein Mädchen, wollte auch gut aussehen, doch damit wurde ich als „sexy girl“ abgestempelt, und viele Lehrer vertraten noch die Einstellung: „Lange Haare – kurzer Verstand“ oder neu: „Kurzer Rock – kurzer Verstand“. Doch ich wiederum wollte es diesen Lehrern schon zeigen, und letztendlich mußten doch sogar sie einsehen, daß der Verstand weder an Haar- noch an Rocklänge meßbar ist. Dieser „Kampf“ war mir damals als ca. 16jährige sehr wohl bewußt.

Ob ich mir wie eine Vorreiterin, emanzipiert vorkam? Das Schlagwort „Emanzipation“ gab es damals noch gar nicht, über Rollenverhalten wurde auch nur sehr wenig direkt nachgedacht. Das setzte erst später, in den 70er Jahren ein. Ich war vielleicht „unbewußt emanzipiert“. Auch besuchte ich die Jungenschule nicht, um „Emanzipation durchzusetzen“, sondern, um das Abitur zu machen, Russisch zu lernen.

Nach einem Mädchengymnasium sehnte ich mich während der ganzen Zeit

nicht zurück. Dort paßte mir die Cliquenwirtschaft unter den Mädchen nicht. Cliquen richteten sich oft nach Gehaltsklassen, nach Berufen (letzteres im Klassenbuch vermerkt) der **Väter**. Dies wurde z. T. von den Lehrerinnen des Mädchengymnasiums verstärkt, da sie die Sitzordnung der Schülerinnen bestimmten. Das war auf dem EMA nicht so. Außerdem gab es am Mädchengymnasium u. a. viele, sehr alte (echt verschrobene) Lehrerinnen, mit denen man keine natürlichen Gespräche führen konnte. Wie anders war damals Frau Hoppe, jung und dynamisch! Eine Mädchenschule brachte auch Probleme für die Schülerinnen mit sich, und selbst wenn sie ein „Schonraum“ wäre, wäre genau das auch nicht gut.

Es ist wirklich schwer zu sagen, in wie weit mein Leben nach der Schulzeit immer noch durch den Besuch einer Jugenschule beeinflußt wurde, da ich ja die Alternative nicht kenne. Ich meine aber schon, da ich früher ein eher ruhiges, schüchternes Mädchen gewesen bin, daß ich gelernt habe, mich zu behaupten. Sicherlich hat der Umgang mit (den uns Schülerinnen gegenüber) unsicheren Lehrern **mein** Selbstbewußtsein gestärkt. Bestimmt ist auch mein Durchsetzungsvermögen gestärkt worden*, weil ich mir sagte, jetzt erst recht, jetzt provozierst du noch mehr.

Später in der Studienzeit machte es mir nichts aus, vorwiegend mit (männlichen) Studenten zusammenzuarbeiten. Es gab damals sehr wohl reine Studentinnen-Arbeitsgruppen.

Ich hatte auch keine Scheu vor alten Professoren, schlimmer als die alten Lehrer vom EMA konnten die nicht sein – dachte ich . . . doch es gab an der UNI noch „schlimmere!“ –

Annelotte Werner steht natürlich nicht repräsentativ für alle Mädchen am EMA zu ihrer Schulzeit. Die Erfahrungen der einzelnen Schülerinnen sind im Grunde zwar sehr ähnlich, doch sie haben sich jeweils anders ausgewirkt.

Eine andere Schülerin, Karin Weber, gelangt zu folgender These: „Im nachhinein meine ich, daß diese Ausnahmesituation an einer Jungenschule die Mädchen in die Extreme getrieben hat: die einen zu einer vollständigen Anpassung an die Jungen sowohl im Äußeren als auch im Verhalten, so daß ich z. B. stolz war, wenn ein neuer Lehrer mich nicht aus der Klasse herausfinden konnte; die anderen gaben sich in jeder Hinsicht äußerst weiblich.“ –

In der Schule hat sich die Situation bis heute recht weitgehend „normalisiert“, „etwas Exotisches“ sind Schülerinnen dort nicht mehr, und eine „besondere Behandlung“ wird ihnen zum Glück nur noch von wenigen Lehrern zugemutet.

Doch die Existenz von Kolleginnen (in vielen Berufen) und weiblichen Vorgesetzten (in noch mehr Berufen) ist noch nicht etwas Selbstverständliches, sondern nahezu unbekannt bzw. grundlos unmöglich.

Frauen gelten in zahlreichen Positionen einfach als „etwas Exotisches“, „was“ dementsprechend behandelt oder von vornherein verhindert wird.

Sabine Tusche

Ernst Moritz Arndt und Rußland (1812/13)

Nach mehr als 20 Jahren Russischunterricht an unserer Schule erscheint es angebracht, einige Beziehungen zwischen Ernst Moritz Arndt und Rußland zusammenzustellen.

Bereits ehe Arndt 1812 persönlich nach Rußland kam, beschäftigte er sich mit russischer Geschichte und Politik. Als Napoleons Truppen 1806 in das damals schwedische Pommern einzogen, floh er von Greifswald nach Schweden. 1808, noch während seines Exils, veröffentlichte er den Aufsatz „Ein kurzes Wort über Rußland und sein Verhältnis und Verhalten gegen das übrige Europa vor und seit Peter dem Großen“ in der Zeitschrift „Der Nordische Kontrolleur“. Arndt gab diese Publikation im offiziellen schwedischen Auftrag in deutscher Sprache heraus, mit dem Ziel, die gegen Napoleon gerichtete Politik Schwedens in Pommern zu propagieren.

In dem genannten Aufsatz untersucht Arndt das Wirken Peters I. (1689-1725), würdigt besonders seine Bestrebungen um die Öffnung Rußlands nach Westen und um den Zugang zur Ostsee und bedauert, daß unter dessen Nachfolgern(-innen) niemand ebenso weitsichtig und schöpferisch gewesen sei. Arndts negative Einschätzung von Zar Alexander I. (1801-25) wird wesentlich mitbestimmt durch die Tatsache, daß dieser sich im Frieden zu Tilsit (1807) der Kontinentalsperre angeschlossen hatte und damit zum Bundesgenossen der verhaßten Besatzungsmacht Frankreich geworden war. Außerdem stand Schweden 1808/9 im Krieg mit Rußland um Finnland.

Arndts Äußerungen über das *russische Volk* sind recht pauschal, z. T. widersprüchlich und basieren auf seinen auch in diesem Artikel dargelegten Ideen vom „Volkscharakter“. Er spricht von einer „Uranlage“, die nicht bis ins letzte erklärbar sei und die modifiziert wird durch geografische (z. B. Klima, Landschaft, Vegetation) und historisch-soziologische Bildungsfaktoren: „Die Slawen waren und sind noch . . . ein starkes, schönes und munteres Volk . . . Diese Tugenden der Stärke, Tapferkeit und Freiheitsliebe werden von allen alten Chronikanten anerkannt, die sie aber zugleich des Leichtsinns, der Treulosigkeit, der Unbeständigkeit und des Schmutzes beschuldigen.“ Arndt unterscheidet dann zwischen den einzelnen slawischen Völkern und sieht bei den Russen die gewaltige Kluft zwischen einer kleinen gebildeten Oberschicht und der Masse der dumpf dahinvegetierenden leibeigenen Bauern. Er bezweifelt, daß die Russen je ein gesittetes und freies Volk wie die Germanen und Griechen werden könnten.

Während Arndt für diesen Artikel auf das Studium von Quellen angewiesen war, lernte er 1812 Rußland und die Russen aus eigener Erfahrung kennen.

Seit dem Frühjahr 1812 sammelten sich in St. Petersburg ehemalige preußi-

sche Offiziere und auch Beamte, die nach dem französisch-preußischen Bündnis vom 24. 2. 1812 ihren Abschied genommen hatten. Dazu kamen einige von Napoleon entmachtete Fürsten deutscher Kleinstaaten wie z. B. der Herzog Peter von Oldenburg. Sie alle versprachen sich von Rußland aus wirksame Aktionen gegen Napoleon. Unter ihnen war der Freiherr vom Stein einer der führenden Köpfe. Der frühere preußische Minister (Bauernbefreiung, Städteordnung) hatte 1808 auf Napoleons Druck hin den preußischen Staatsdienst verlassen müssen und kam im Mai 1812 auf persönliche Einladung des Zaren nach St. Petersburg. Er wandte sich am 18. und am 20. 6. 1812 mit Vorschlägen an Alexander I., wie man Napoleon gemeinsam bekämpfen könnte.

Am 22. 6. 1812 überschritt Napoleon mit ca. 450 000 Soldaten die russische Grenze. Ein starkes Kontingent preußischer Hilfstruppen wurde auf Grund des Bündnisses vom Februar am Nordabschnitt der Front eingesetzt.

Am 28. 6. wurde bei der russischen Regierung ein „Komitee für Deutsche Angelegenheiten“ gegründet, in dem v. Stein eine leitende Funktion übertragen wurden. Zu seinen Aufgaben gehörte neben der Beobachtung und Beeinflussung der öffentlichen Meinung in Deutschland die Organisation der Russisch-deutschen Legion und die Werbung dafür.

Da v. Stein Arndts publizistische Fähigkeiten und seine politische Einstellung kannte, rief er ihn als seinen Mitarbeiter nach St. Petersburg. Diese Nachricht erreichte Arndt durch einen Verbindungsmann in Prag, von wo er am 14. 7. 1812, verkleidet als Diener eines reisenden Kaufmanns, nach Rußland aufbrach. Unterwegs, schon jenseits der russischen Grenze, schloß er sich einer Gruppe russischer Diplomaten aus Wien an. Die Reise führte Arndt über Moskau, und darüber schrieb er in seinen Memoiren: „Ich habe die Wunderstadt nur zwei Tage gesehen. Mir deuchte, ich sah Asien: Armut und Pracht, Hütten und Scheunen und Ställe nicht bloß in den Vorstädten, sondern hin und wieder mitten in der Stadt, dazwischen der Glanz der Paläste und Gärten, die vergoldeten Kuppeln und Türme der Kirchen und Klöster, der Kreml mit seinen goldenen Toren, Türmen und Zinnen. Dazu das ungewöhnliche Wogen und Wimmeln der Menschen in jener außerordentlichen, wildbewegten Zeit. Ich konnte nichts sehen in zwei Tagen, ich konnte nur staunen.“

Am 16. 8. 1812 traf Arndt in St. Petersburg ein und trat seine Stellung als Sekretär des Freiherrn von Stein an, wurde aber aus der russischen Staatskasse bezahlt.

Die bekanntesten Quellen zu Arndts Petersburger Zeit sind die entsprechenden Kapitel aus seinen „Erinnerungen aus dem äußeren Leben“ (1840) und aus „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich v. Stein“ (1858). Bei beiden Werken muß man allerdings berücksichtigen, daß sie Jahrzehnte später verfaßt wurden (Arndt war

zum Zeitpunkt ihrer Veröffentlichung 71 bzw. 89 Jahre alt) und deshalb Ungenauigkeiten enthalten.

Außerdem, und das wiegt schwerer, war Arndt darin bestrebt, seine eigenen Aktivitäten herunterzuspielen, um Vorwürfe seiner politischen Gegner zu entkräften (Schon 1822 beschwerte sich Arndt in einem Brief an Stein über Repressalien der preußischen Regierung, die sich auf seine Tätigkeit in St. Petersburg bezogen). Briefe, in Petersburg entstandene Schriften und Äußerungen von Zeitgenossen müssen deshalb das Bild ergänzen.

Arndt stürzte sich mit Feuereifer auf seine neuen Aufgaben im „Komitee für Deutsche Angelegenheiten“. In Briefen aus den ersten Petersburger Wochen schreibt er gelegentlich über Probleme: „Ich bin bald acht Tage hier, mein teurer Graf, habe aber bisher in einer unheimlichen und untätigen Verwirrung gelebt . . . Es erscheint wohl, daß in dem Ganzen, worauf unsere Herzen warten, kein rechter Zusammenhang ist und daß wir unsere Hoffnungen etwas weiter hinausschieben müssen.“

Sowohl in den „Wanderungen . . .“ als auch in Briefen finden sich Hinweise auf Meinungsverschiedenheiten in der russischen Regierung und auch in der Führung der Russisch-deutschen Legion, sowohl was die Kriegsführung betraf als auch darüber, welche Ziele nach einem Sieg über Napoleon verfolgt werden sollten. Arndt sah richtig, daß eine Gruppe hoffte, mit russischer Hilfe in Deutschland die von Napoleon zerstörte Macht der Territorialherren wiederherzustellen. Stein dagegen, und mit ihm Arndt, strebten einen einheitlichen, demokratischen deutschen Nationalstaat mit weitgehender Aufhebung der Standesunterschiede an.

In den „Wanderungen . . .“ erinnert sich Arndt:

„Der Herzog von Oldenburg war vor zwei Jahren von Napoleon von Land und Leuten verjagt, nächster Vetter und Gefreundter des Kaisers von Rußland. Er sollte gleichsam der Feldmarschall dieser Hoffnungsschar (=Legion) sein . . . Er stand an der Spitze für die Angelegenheiten dieses Ausschusses und neben ihm Stein und die Grafen Kotschubej und Lieven . . . Später erkannte ich wohl, daß Stein und der Herzog in demselben Gespann zusammen nimmer gut ziehen konnten. Sie haben zu verschiedene Gründe und Anfänge der deutschen Dinge gewollt . . . Der Herzog wollte alles allein mit, durch und für die Fürsten anfangen und in ihrem Namen „Deutschland“ rufen, Stein aber meinte, . . . auch den Fürsten müsse man erst lehren, wieder deutsch zu gehorchen und nicht zu glauben, daß Gott allein für sie die Welt geschaffen habe; nur durch alle, durch alles Volk, Große und Kleine, werde die Zerbrechung des welschen Joches möglich sein.“

Arndts wichtigstes Werk aus der Petersburger Zeit ist wohl der „Kurze Katechismus für teutsche Soldaten“. Er war ursprünglich für die „Legion“ bestimmt, wurde aber durch Mittelsmänner auch im besetzten Deutschland verbreitet und wiederholt, z. T. in abgeschwächter Fassung, nachgedruckt. Teile der ursprünglichen Petersburger Ausgabe waren für ihre Zeit revolu-

43^c

3

Г Л А С Ъ

И С Т И Н Ы.

Переводъ съ Нѣмецкаго.

317.

С А Н К Т П Е Т Е Р Б У Р Г Ъ,

Въ типографіи Іос. Іоаннесова,

1812 года.

Von N. I. Greč übersetzte, gegen Napoleon gerichtete Flugschrift E. M. Arndts: „Stimme der Wahrheit“

tionär, da Arndt das Recht der Soldaten auf Gehorsamsverweigerung in bestimmten Fällen anerkannte:

„Wenn aber ein Fürst anders tut, als wofür Gott ihn eingesetzt hat, und nicht fürstlich regiert nach dem Ebenbilde Gottes, so muß der Soldat und Christ Gott mehr gehorchen als den Menschen. Denn wenn ein Fürst seinen Soldaten beföhle, Gewalt zu üben gegen die Unschuld und das Recht; wenn er sie gebrauchte, das Glück und die Freiheit ihrer Mitbürger zu zerstören; wenn er sie den Feinden des Vaterlandes gegen das Vaterland zu Hilfe schickte; wenn er durch sie seine eigenen Landsleute plündern, verheeren, bekämpfen hieße, müßten sie nimmer gehorchen.“

Vor allen die letzten beiden Argumente waren an die Angehörigen des preußischen Korps innerhalb Napoleons Armee gerichtet. Arndt wollte ihnen klarmachen, daß sie durch ihren Eid nicht gebunden waren, auf französischer Seite zu kämpfen.

An dieser Stelle setzen übrigens Historiker in der DDR an, wenn sie Parallelen zwischen der Russisch-deutschen Legion und dem „Nationalkomitee Freies Deutschland“ während des 2. Weltkriegs suchen.

Arndts „Katechismus“ unterstützte die Bemühungen Steins, sowohl im preußischen Korps als auch unter Kriegsgefangenen für die Legion zu werden. Ihren Abschluß fanden diese Bestrebungen am 30. 12. 1812 in der Konvention von Taurroggen, in der zwischen der russischen Armeeführung und dem preußischen General v. York die Neutralisierung des preußischen Korps zwischen Memel, Tilsit und dem Haff vereinbart wurde.

Teile von Arndts Schriften sollten in Aufrufe und Manifeste an die russischen Truppen eingearbeitet werden. Verantwortlich dafür war der Staatssekretär S.A. Schischkow. Die bei der Zusammenarbeit zwischen ihm und Arndt auftretenden Probleme finden wir in den „Wanderungen . . .“ folgendermaßen beschrieben: „Er war ein stattlicher, mit echter russischer Mimik und Pantomimik begabter Greis (Sch. war 1812 58 Jahre alt!), welchem mitten in den schwersten Wechsellagen des Herbstes von 1812 das Lachen und Scherzen doch immer viel näher war als das Klagen und Wimmern der Verzagten . . . er hatte dann einige meiner gedruckten Kleinigkeiten teils deutsch – was er doch kaum halb verstand –, teils in französischen Übersetzungen gelesen; und es geschah demzufolge, daß, wenn er Aufrufe und Meldungen für das russische Volk . . . erlassen wollte, er mich zu Hilfe rief. Das gab . . . oft recht lustige Unterhaltungen miteinander . . . Wir radebrechten da, zumal er wenig Deutsch, ich gar kein Russisch verstand, wir beide aber mit dem Französischen uns nur mittelmäßig aushalfen, zumal, wo es die höhere und feinere diplomatische Sprache gelten sollte; wir radebrechten, sage ich, in deutschen und französischen Phasen oft stundenlang, ehe wir das rechte Wort finden konnten . . .“

Weitere Schriften Arndts, z. B. Ausschnitte aus „Glocke der Stunde“ und

„Geist der Zeit II“ erschienen 1812 in russischer Übersetzung in der Zeitschrift „Syn otečestya“ (=Sohn des Vaterlands). Ihre Herausgeber standen den Geheimgesellschaften der fortschrittlichen jungen Adligen nahe, die sich vom Befreiungskampf gegen Napoleon auch grundlegende innenpolitische Umwälzungen in Rußland (z. B. Einschränkungen des Absolutismus, Abschaffung der Leibeigenschaft) versprachen. Ihre Bewegung führt 1825 zum Dekabristenaufstand. Mit einigen von ihnen, z. B. den Brüdern Turgenjew, war Arndt persönlich bekannt, sie besuchten ihn sogar noch 1825 in Bonn. Briefstellen aus dem Jahr 1819 belegen, daß Informationen über die Verfolgung Arndts durch die preußischen Behörden (Vorlesungsverbot, Beschlagnahme, polizeiliche Ermittlungen) bis nach Rußland gelangten und mit Bedauern bis Entrüstung aufgenommen wurden.

Obwohl v. Stein und Arndt im Dienste der zaristischen Regierung standen, verschlossen sie ihre Augen nicht vor den Mißständen: v. Stein, der 1807 die Bauernbefreiung in Preußen eingeleitet hatte, kritisierte die völlig rechtlose Lage der leibeigenen russischen Bauern, und Arndt litt besonders unter den rigorosen Zensurbestimmungen, wie aus zwei Briefen an einen Freund hervorgeht: „Ich habe nichts Euch zu schicken; bald vielleicht. Hier darf wenig durch die Presse laufen, kaum durch die Lippen . . . Hier habt Ihr Politika (=verschlüsselt für „Glocke der Stunde“). Sie wären anders geschrieben, wären sie nicht in Petersburg gedruckt. Ich werde mich wohl hüten, hier wieder etwas zu drucken.“

Arndt sah seinen Aufenthalt in Rußland immer als zeitlich begrenzt an. In den „Wanderungen“ erklärt er, warum er nie erwogen hat, für ständig dort zu bleiben: „Bei der Lage der Dinge, wie sie war, und bei meiner Gesinnung war in Europa nirgends mehr eine sichere Stätte für mich als Rußland und Großbritannien. Ich hatte . . . einstweilen Rußland vorgezogen, aber nimmer mit der Absicht oder Hoffnung, dort meinen Wohnsitz aufschlagen zu können. Als ich nun Volk und Land und die Weise, wie und wo es eben auf der Weltbahn steht . . . und wie es von oben, von seinem Zar und von seinen Knesen (=Fürsten, Transkription des russischen Wortes KN'AZ'), Bojaren, Bischöfen und Priestern geleitet und getrieben wird, noch mehr und näher und tiefer gesehen und betrachtet hatte, hätte mich nimmermehr die Lust anwandeln können, auf solchem Boden meinen Kohl pflanzen zu wollen.“

Die militärischen Ereignisse des „Vaterländischen Krieges“, wie die Russen ihn nennen, verfolgte Arndt sehr genau. Aufzeichnungen darüber finden sich sowohl in den „Erinnerungen . . .“ als auch im „Geist der Zeit III“ (1813), dessen erster Teil unter dem Titel „Was wollte und was tat Bonaparte? Wie kam er nach Rußland? Wie kam er aus Rußland heraus?“ eine ausführliche Beschreibung der Kriegshandlungen enthält. Einen wichtigen Platz als Wendepunkt nimmt darin der Brand von Moskau im September 1812 ein. Arndt teilt die zeitgenössischen Spekulationen über die Ursache: Verbrechen Napoleons oder heldenmütiges Opfer der russischen Armeeführung?

Abschließend möchte ich der Frage nachgehen, ob Ernst Moritz Arndt unter dem Eindruck eigener Anschauung sein Urteil über die russischen Menschen, das russische Volk, gegenüber seinem Aufsatz von 1808 geändert hat.

Von der den früheren Artikel durchziehenden Überheblichkeit ist nichts mehr zu spüren, weder im „Geist der Zeit II“ noch in den „Erinnerungen . . .“, wo Arndt betont, daß er jede Gelegenheit wahrgenommen habe, „die rechten Russen, die Soldaten, die Bauern, die kleinen Krämer, die Fuhrleute und Kutscher, die Schauspieler und Tänzer des russischen Theaters zu beobachten und zu erkennen“. Und er kommt zu der Überzeugung: „ . . . es ist ein Kern in dem Volke, ein festes, unzertreibliches Dasein.“

Bei seiner Reise quer durch Rußland nach St. Petersburg war Arndt beeindruckt von der ihm entgegengebrachten Gastfreundschaft, besonders fielen ihm die Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft der Fuhrleute und Postknechte auf.

In den „Wanderungen . . .“ beschreibt Arndt das Petersburger Straßenbild, wie ihm Menschen verschiedenster Herkunft begegneten, Ausländer und „Menschen, wie sie in dem weiten russischen Reiche zusammengewürfelt und in den vielfältigsten Mischungen und Gestaltungen durcheinandergeworfen sind.“ Er ergeht sich in weitschweifigen Beschreibungen körperlicher Merkmale, entdeckt Spuren mongolischer und tatarischer Einflüsse; wertende oder richtiger: abwertende Schlußfolgerungen, wie sie sich in dem früheren Artikel finden, fehlen jedoch.

Im „Geist der Zeit“, Teil III, den Arndt 1813, also unmittelbar nach seinem Rußlandaufenthalt, schrieb, finden sich zahlreiche Beschreibungen des einfachen russischen Volkes: „ . . . Und alle sangen fröhliche Lieder, woran der lebhafteste Russe so reich ist. . . . am fröhlichsten aber zeigte sich das russische Volk der mittleren und unteren Ordnung“. Besonders hebt Arndt in diesem Werk, und das ist aus der Thematik (s. o.) zu erklären, diejenigen Eigenschaften der Russen hervor, die zur Niederlage Napoleons beigetragen haben: Tapferkeit, Standhaftigkeit, Opfermut, Stolz: „Ein so stolzer Geist brannte in diesem Volke. Das Empfindlichste aber war dem Feinde, daß mit dem Rückzuge allerorten sich die Obrigkeiten auflösten; er fand es anders als in dem geduldigen Deutschland, kein Mensch, der ihm anordnen, ausschreiben, registrieren, spionieren, verkündigen und das Volk verwirren, zügeln und unterjochen half; kein Späher, kein Dolmetscher, kein Horcher und Schleicher zu finden.“

In den ersten Januartagen des Jahres 1813 verließ Ernst Moritz Arndt zusammen mit Stein Rußland.

Erika Hoppe

DAS FEST DER 100 GOLDMEDAILLEN

Was Ralf Lemme in diesem Sommer erwartet, habe ich schon hinter mir: die internationale Russischolympiade in Moskau, an der ich im Sommer 1984 teilgenommen habe. Die Prüfungen dabei sind im Prinzip ähnlich wie die bei der Bundesolympiade: mündlich in Landeskunde, Erzählen über den eigenen Lebensbereich, außerdem muß jeder ein Gedicht aufsagen oder ein Lied singen. Dazu kommt – freiwillig – eine schriftliche Prüfung zu hochtrabenden („Die Sprache lernen – die Seele des Volkes verstehen“) oder weniger hochtrabenden Themen („Ich erzähle über meine Mama“). Auf diese Art will man den unterschiedlichen Altersstufen der Teilnehmer(-innen) von 10 bis etwa 20 Jahren gerecht werden. 1984 waren 43 Nationen mit insgesamt 340 Teilnehmern(-innen) vertreten; 12 davon kamen aus der Bundesrepublik Deutschland.

Zwei Tage vor Eröffnung der Olympiade kommen wir in Moskau an. Am ersten Abend haben wir nur einen Wunsch: Nach Hause!! Der Kakao schmeckt nicht, die Fanta sieht so gefärbt aus, der Salat ist gammelig und so weiter. Unsere ersten neuen Vokabeln lauten „tarakany“ (Kakerlaken) und „tualetnye bumagi“ (Toilettenpapier) – denn vom ersten gibt es zuviel und vom zweiten zuwenig in den Zimmern des Studentenwohnheims, wo wir untergebracht sind.

Im übrigen verbringen wir den Abend, indem wir mit dem Bus zur U-Bahn-(Metro-)Station fahren und dann mit der Metro in die Stadt, um Postkarten und Briefmarken zu kaufen. Den Tag beschließt eine Zimmerfete bei der italienischen Gruppe.

Am übernächsten Tag sind alle Teilnehmer(-innen) angereist. Mit Beginn der Olympiade bessert sich das Essen und damit die Stimmung der verwöhnten Bundesrepublikaner. Zur Eröffnung hören wir viele Reden, die alle mit „Dorogye drusja“ („Teure Freunde“) anfangen und mit „Spasibo sa wni-manije“ („Danke für die Aufmerksamkeit“) aufhören. Anschließend „Freundschaftsabend“, bei dem alle Mannschaften etwas vortragen sollen. Unsere Gruppe versucht sich mit dem Kanon „He ho, spann den Wagen an“ und gerät am Ende hoffnungslos durcheinander. Mehr Ehre legt Anja Kreisel aus Celle mit der Querflöte ein. Peinlich wirkt es, als die afghanische Gruppe die ewige Freundschaft mit der Sowjetunion besingt.

Die nächsten Tage sind bestimmt von Lernen, Prüfungen und nachmittäglichen Besichtigungen für alle 340 Teilnehmer(-innen) auf einmal. In einem Konvoi von 12 Bussen werden wir zu den Touristen-Sehenswürdigkeiten gefahren: Kreml, Ausstellung der Errungenschaften der Sowjetunion, Museen, Lenin-Mausoleum. Dabei werden wir fast wie Staatsbesucher behandelt. Ins Mausoleum kommen wir beinahe ohne Wartezeit hinein, während sich die Schlange der „gewöhnlichen“ Besucher über den halben Roten

Platz erstreckt. Wir sollen die Sowjetunion von der Schokoladenseite kennenlernen.

Ein Ausflug ins Pionierlager steht auf dem Programm. Es liegt etwas außerhalb Moskaus. Hier verbringen Kinder von sechs bis etwa vierzehn Jahren ihre Ferien. Wir essen zusammen mit ihnen Mittag und produzieren uns mal wieder mit Gesang. Danach ein Wettkampf mit Tauziehen und Fußball. Ich freunde mich mit einem kleinen Jungen an, der enttäuscht ist, daß es da, wo ich herkomme, weder Löwen noch Tiger gibt. Er schenkt mir sein rotes Pionierhalstuch, das Austauschen dieser Halstücher stellt ein Zeichen der Freundschaft dar. Da ich ihm kein Gegenstück anbieten kann, schenke ich ihm einen Aufkleber und Postkarten von Osnabrück. Abschließend treffen sich Pioniere und Gäste zum Erinnerungsfoto. Von der Bundesrepublik ist nur ein Teilnehmer darauf, der Rest kommt – wie öfter – zu spät. Die Heimfahrt wird ausgesprochen gemütlich, denn zwei der Busse sind mit Motorschaden liegengeblieben, ihre Insassen verteilen sich auf die restlichen Busse. Man sitzt zu zweit auf einem Platz, einander auf dem Schoß oder schlicht auf dem Boden.

Zwischendurch gibt es freie Nachmittage zur Vorbereitung auf die Prüfung. An einem solchen Nachmittag sitze ich mit einigen anderen vor dem Wohnheim. Dort lernen wir Pawel und Dima kennen, zwei Russen, der eine um 50, der andere etwa 25. Dima tut sich besonders beim Erzählen von Zoten hervor, von denen ich leider nicht viel verstehe. Im übrigen entwickelt er die Angewohnheit, zu jeder (un-)möglichen Zeit auf unseren Zimmern aufzukreuzen. Er erzählt von einem Film über Hitler, den er mal gesehen hat. Ob der Film es nun so darstellte oder ob Dima es nur so verstand: jedenfalls glaubt er, daß Hitler immer noch in Deutschland sei, und ist sehr verwundert, als er hört, daß Anja und ich nicht beim BDM sind und auch keine faschistischen Lieder singen können. Mit Mühe versuchen wir, ihm zu erklären, daß Hitler längst tot und die Bundesrepublik ein demokratischer Staat ist. Es passiert noch ein paarmal, daß wir auf der Straße gefragt werden, woher wir kommen, und man uns auf die Antwort „Bundesrepublik Deutschland-FRG“ „Cheil Chitler“ zuruft, nicht böse, eher fröhlich – jedenfalls meistens.

Zur Mannschaft der DDR gibt es offiziell keine Kontakte. Sie wird von uns ferngehalten – Begründung: Die Teilnehmer aus der DDR wünschten keinen Kontakt mit dem Westen. Wir erfahren aber bald, daß das nur ein Vorwand des Gruppenleiters ist.

Nach dem Ende der Prüfungen werden die Auszeichnungen verteilt. Es war schon vor Beginn der Prüfungen festgelegt worden, für wieviele Punkte es welche Medaille geben sollte, und da die Ergebnisse gut ausgefallen sind, können über 100 Teilnehmer mit einer Goldmedaille nach Hause fahren. Nur 15 Wettkämpfer erhalten überhaupt keine Medaille. Die Bronzemedallien, frozelt man, sehen wie Apfelsinenscheiben an grünen Bändern aus.

Stimmt. Ich habe meine trotzdem übers Bett gehängt.

Ärger gibt es dennoch bei der Preisverleihung, und zwar, weil die Teilnehmer nach Ländern geordnet auf die Bühne treten und Wolfram aus Berlin nicht mit der bundesrepublikanischen Mannschaft zusammen aufgerufen wird. West-Berlin wird hier als selbständiger Staat angesehen, da helfen auch Proteste der Gruppenleiterin nichts.

Nach dem feierlichen Abschluß der Olympiade reisen die meisten Teilnehmer am nächsten Tag ab. Wir bleiben noch zwei Tage. Im Wohnheim ist es richtig leer geworden, allerdings sind noch die Studenten(innen) da. Wir besuchen den „ptitschnij rynok“, den „Vogelmarkt“, wo die Moskauer ihre Haustiere kaufen und verkaufen, und müssen sehr aufpassen, nicht unversehens mit einem jungen Schäferhund oder drei garantiert stubenreinen Kätzchen nach Hause zu kommen.

Am übernächsten Tag fliegen wir ab. In Berlin verpassen wir den Anschlußzug Richtung Hannover und verbringen den Abend im Konsumrausch (Pizza, Pommes, Postkarten) rund um den Ku'damm. Spät in der Nacht geht's weiter. Von Hannover aus verteilen sich die Medallenträger(-innen) – keiner von uns ist leer ausgegangen – in ihre Heimatorte. Der Abschied von Moskau ist uns schwergefallen. Nun werden wir in die Betten sinken und erstmal ausschlafen.

Wie leer ist so ein Zimmer ohne Kakerlaken.

Barbara Hegels

Was ist geblieben ?

Ich denke an die Tage in herbstlichem Laub, das unter unseren Füßen raschelte, die letzten Sonnenstrahlen, unsere Gesichter streichelnd. „Schwarz ist der Schnee im Winter“, hatte mir ein Mädchen aus Dresden erzählt, „wenn man am Kraftwerk in der Nacht die Filter öffnet und den Dreck einfach in die Luft bläst.“ Es war auch zu erfahren, was wir nicht sehen konnten. In Gedanken betrachtete ich diese wunderschöne Landschaft, in der die Häuser sich sanft an die Hügel schmiegen. Diese Dörfer mit ihrem eigenen Charakter, die jenen Einheitsbaustil (noch) vermissen lassen, den ich bei uns so oft bedauert habe. Schafe, Gänse, vereinzelt Ziegen waren zu beobachten. Irgendwo schärfte ein Mann seine Sense am Wetzstein. Dennoch war diese Reise keine romantische. Zu krass waren die Gegensätze, denen wir immer wieder gegenüberstanden. Diese wurden besonders deutlich in den Gesprächen mit verschiedenen Menschen, die den landläufigen Irrtum beseitigen halfen, der uns „die da drüben“ über einen Kamm scheren läßt. Wenngleich jede Gelegenheit zu eigenen Erkundungen auch abseits der wiedererrichteten oder neu geschaffenen Prachtstraßen genutzt wurde, so begleitete uns doch immer das bedrückende Gefühl, die

touristischen Highlights made in GDR gewissermaßen nur im Stippvisitenstil mitzunehmen. Der uns seitens der DDR-Behörden auferlegte Reiseplan brachte den willkommenen Nebeneffekt mit sich, daß alle Teilnehmenden sich auf eine Weise nähergekommen sind, die ich von Klassenfahrten her nicht kannte.

Imke Marggraf

Was bleibt, sind Worte. Straßenschilder, Gesprächsfetzen, Notizzettel. Namen: Potsdam, Dresden, Weimar, Sachsenhausen. Stimmungen, verbunden mit ihnen Gefühle, schwer zu beschreiben, kaum in Worte zu fassen. Drüben gewesen zu sein, ist mehr als eine Reise ins Ausland, ist fremder, weil es nähergeht, ist anders zu sehen und schwerer zu begreifen. Und jedes Wort darüber zu sagen ist voll von Vorurteilen, ob mensch sie annimmt oder ihnen trotzt. Was bleibt, ist auch die Angst: an der Grenze, beim Anblick der Uniformen, beim Umgang mit den Menschen dort. Die gleiche Sprache zu sprechen und dennoch befangen zu sein. – In Frankreich habe ich mich freier gefühlt. – Unsicherheit auch, sei es beim Betreten eines Cafés oder beim Einkauf von Obst; Wut, ein halbleeres Restaurant zu betreten und hören zu müssen, es sei alles besetzt. Gleichzeitig Verständnis für schiefe Blicke und Aggressivität, die uns entgegenschlug. Manchmal kurz davor, sich entschuldigen zu wollen. Ständiger Wechsel der Gefühle. Drüben gewesen zu sein ist auch das Gefühl von Grenzen, ohne Mauern zu sehen. Angst, nicht mehr herauszukommen, irgendetwas Falsches zu tun, ohne es zu wollen, Weimar zu sehen und begeistert zu sein und gleichzeitig zu wissen: Du kannst hier nicht leben, studieren, spontan Urlaub machen. Alle Momente viel zu kurz, ihre Einmaligkeit um vieles intensiver. Es fehlte die Möglichkeit von Freiheit, Freiheit, und das Wissen darum verließ den Hinterkopf nie, nicht beim Anblick des Holländerviertels in Potsdam, der Gassen in Weimar, nicht in Gesprächen. Fehlende Möglichkeit, Menschen einzuladen, wiederzusehen. Immer im Hinterkopf auch das längst gefestigte Bild vom Sozialismus und die eigene Bewertung, all die Vorurteile, die kaum widerlegt, viel zu oft bestätigt wurden, nicht nur des subjektiven Bildes wegen, nur wahrzunehmen, was mensch wahrnehmen will. Die Realität zu sehen und an die Ideologie zu denken, all die guten Ansätze so vermurkst, so verlogen zum Teil das Bild, welches uns gezeigt wurde. Auch nicht besser als bei uns, mag manche/r gedacht haben. Wieder einmal bestätigt: das Menschenbild von Hobbes. All dieses zu denken und die Schönheit der Landschaft zu sehen, lächelnde Menschen, pläneschmiedende Jugendliche. Vielleicht als Resultat dieser Gegenpole die eigenen Arroganz zu merken. Ob sie bei uns leben wollten?

Kati Gausmann

Die alte „neue realität“

1967, vor 20 Jahren, wurde das 100jährige Jubiläum des Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasiums begangen. Neben einer ansehnlichen Festschrift erschien damals auch ein Jubiläumsheft der damaligen Schulzeitung „neue realität“.

Die „neue realität“ war, wie das Impressum sagte, ein Blatt der Schüler, Lehrer, Eltern und Ehemaligen am Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium, herausgegeben von der SMV, dem Oberstudiendirektor, dem Elternrat und der Vereinigung ehemaliger Realgymnasiasten. Es erschien 3-4mal jährlich, wurde finanziert durch Zuschüsse der Eltern und des Ehemaligenverbandes sowie, nicht zuletzt, durch Anzeigen, sodaß die Hefte kostenlos an alle Schüler und Ehemaligen verteilt werden konnten.

Im ganzen existierte dieses Periodikum 11 Jahre. Es war 1958 entstanden durch Zusammenfassung eines älteren Blattes „realitas“ und des Mitteilungsblattes des Ehemaligenvereins. Die letzte Ausgabe erschien 1969. Die Redaktion, und damit die prägende Kraft, lag während der gesamten Erscheinungszeit in der Hand von Oberstufenschülern, von denen hier aus den 60er Jahren R. Klimmt, Cl. Securs, R. Isensee und Chr. Strack genannt seien.

Während die ersten Ausgaben vor allem durch Berichte von Klassenfahrten und durch Auszüge aus den Jahresberichten der Schule gefüllt wurden, traten im Laufe der Zeit allmählich andere Beiträge in den Vordergrund: Schülerlyrik, Gedankensplitter, aber auch längere Ausführungen über Literatur, Musik und Politik; also Dinge, die einen Heranwachsenden in der Zeit der Selbstfindung bewegen. In den letzten Nummern finden sich auch Beiträge, die im engeren Sinne politisch sind, im Vergleich zu dem, was wir in den 20 Jahren seit 1967 erlebten, allerdings recht zahm und sachlich. So ist die „neue realität“ im ganzen ein treuer Spiegel der kulturellen Situation und des Zeitgeschmacks der späten 50er und der 60er Jahre. Auch die wachsenden finanziellen und technischen Möglichkeiten sind deutlich ablesbar; denn neben den Textbeiträgen entwickelt sich auch die Bebilderung und die graphische Gestaltung. Anfangs findet sich fast nur zweiseitig gesetzter Text mit wenigen Bildern (Gruppenfotos). Später dann tauchen einfache Strichzeichnungen auf; ab 1965 ist eine umfangreiche Bebilderung zu verzeichnen, die nicht mehr den Informationsgehalt des Textes vergrößern soll, sondern sich geradezu emanzipiert hat und eigenes Gewicht erhält.

Wer sich von der Entwicklung und dem Inhalt der Schulzeitung ein umfassendes Bild machen möchte, wird hoffentlich einen vollständigen Satz aller Ausgaben in der Schulbibliothek des Arndtgymnasiums vorfinden. Etliche Hefte sind auch in der Landesbibliothek Hannover vorhanden.

1969 erschien das letzte Heft der „neuen realität“. Das bisherige Modell

einer Schulzeitung, die von allen an der Schule beteiligten Gruppen getragen, aber von Schülern gestaltet wird, war nicht mehr haltbar. Während dieses Modell den Konsens aller Gruppen voraussetzte, oder doch wenigstens eine gemeinsame Fähigkeit zum Kompromiß, beherrschten ab 1969 DisSENS und Konflikt die Schulwirklichkeit.

Seit dem Eingehen der „neuen Realität“ hat es m. W. am EMA noch mehrere Schülerzeitungen gegeben, die aber allesamt nur wenig Bestand hatten. Dafür gibt die Schule neuerdings wieder jährlich ein Heft heraus, das in seinem Inhalt sehr an die Anfänge der „neuen Realität“ erinnert: Berichte aus dem Schulleben, von Schüler- oder Lehrerhand verfaßt. Ein neuer Anfang?

Das Durchblättern der alten Hefte rief in mir viele Erinnerungen und Gedanken wach, von denen ich einige wiedergeben möchte. Zunächst ein paar Erinnerungen. 1967 gab der langjährige Redakteur Christoph Strack wegen der bevorstehenden Reifeprüfung die Redaktion ab. Die SMV mußte einen neuen Redakteur ausfindig machen. Diesmal übernahm ein Triumvirat die Redaktion: Arnold Hundsdörfer (zugleich Schulsprecher), Rudolf Meisel und ich als offizieller Chefredakteur. Wir drei bereiteten die einzelnen Ausgaben vor: Sammeln (oder besser Selbstverfassen) von Artikeln; Auswahl von Bildmaterial, Requirieren von Anzeigen waren die wesentlichen Aufgaben. Die Textbeiträge wurden einem Vertrauenslehrer (die meiste Zeit OStR Wimmer) vorgelegt, gelegentlich gab es auch Verhandlungen mit dem damaligen Direktor Kähler oder mit dem Vertreter der Ehemaligen (lange Zeit OStR Heckmann), bei denen auch schon mal geplante Artikel auf der Strecke blieben. Übrigens war die Neigung zur Zensur bei den Ehemaligenvertretern viel deutlicher ausgeprägt als bei der Schulleitung. Alle genehmigten Artikel wurden bei der Druckerei Steinbacher in Sutthausen gesetzt, damals noch in Blei. Dann kam für uns ein Höhepunkt, mit dem sich viele Erinnerungen verbinden: der Umbruch. Das waren lange Nächte, in denen wir, wohl versehen mit vielen Abzugsfahnen aus der Druckerei und mit einem großen Berg von Photographien und Graphiken, die jeweilige Ausgabe zusammenstellten. Die Platzierung jedes Bildes, jedes Textes mußte vielfach erörtert, probiert, verworfen und schließlich doch festgesetzt werden. Jede Ausgabe brachte neue Ideen, verschiedene Schrifttypen wurden ausprobiert, verschiedene Papiersorten und -farben herangezogen . . .

Unsere Redaktionssitzungen und Umbruchnächte fanden teils in den Privatwohnungen der Beteiligten statt, teils in der Schule. Es war bei solchen Gelegenheiten möglich, daß wir eine ganze Nacht in der Schule verbrachten – völlig uns selbst überlassen.

Was hat uns diese Arbeit gebracht? Rein äußerlich eine lobende Bemerkung auf dem Reifezeugnis. Davon abgesehen: Erfahrungen mit der eigenen Kreativität, mit der Ablehnung, aber auch mit der Zustimmung von Mitschülern und Lehrern. Zugleich wurden wir an einer konkreten Aufgabe in

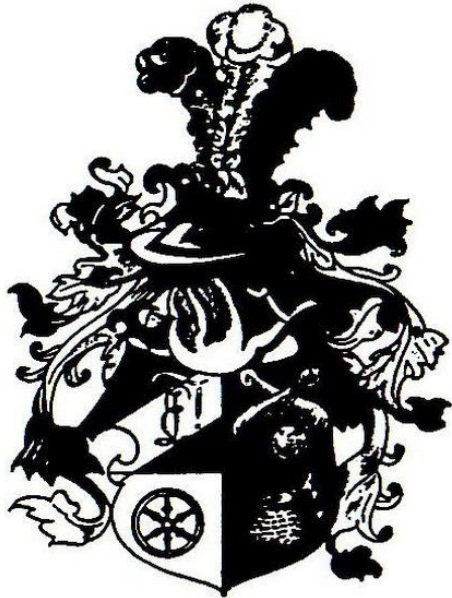
die Erwachsenen- und Berufswelt eingeführt; denn die vielen Verhandlungen mit der Druckerei, mit Inserenten, die Gespräche mit Lehrern und Mitschülern, die Briefe von Ehemaligen schulten unseren Blick für das Machbare und Nichtmachbare, für die Reaktion der anderen und die Gefühle, die die Reaktionen hervorriefen. Insofern war auch die „Zensur“ der Schule nicht nur eine störende, sondern vor allem eine bildende Kraft.

Bald nach unserem Weggang stellte die „neue Realität“ ihr Erscheinen ein. Ich habe schon angedeutet, daß nach 1968 die gesellschaftliche und schulpolitische Situation es nicht mehr zuließ, ein Blatt zu veröffentlichen, das den Interessen der Schüler, Eltern, Lehrer und Ehemaligen dienen sollte. Diese Gruppen, die bis dahin doch irgendwie eine gemeinsame Aufgabe und Verantwortung empfunden hatten, traten auseinander und damit gegeneinander. Daß Schüler die Redaktion eines offiziellen Schulorganes in Händen haben, ist seitdem undenkbar. Sie sind bei der Darstellung ihrer Gedanken und Gefühle auf Veröffentlichungen angewiesen, deren Aufmachung und Gestalt Eltern und Lehrer kaum noch anzusprechen vermögen. Bei den neuerdings wieder entstehenden Schulorganen haben die Schüler andererseits nur eine rezeptive Rolle.

So bleiben die beiden wesentlichen Gruppen der Schule, Schüler und Lehrer/Eltern jeweils in ihren Gruppeninteressen und in Selbstbespiegelung befangen, während doch eigentlich eine Überwindung dieser Spaltung, ein Wiederentdecken gemeinsamer Aufgaben und gemeinsamer Verantwortung eine wichtige pädagogische Aufgabe wäre.

Walter Jarecki





K. K. PUMPE von 1894

Kegelklub Pumpe – eine traditionsreiche Pennälerverbindung

Der K. K. Pumpe ist die kegelnde Schülerverbindung des Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasiums. Die Mitglieder unserer Verbindung sind zum einen die Aktivitas, das sind alle Pumpianer, die noch Schüler am EMA sind, und zum anderen die Altherren, die dem Altherrenverband des K. K. angehören. Die Gesamtzahl der Pumpianer, sowohl Lebende als auch bereits Verblichene, beträgt 420. Diese doch relativ hohe Zahl rührt daher, daß es unseren Kegelklub immerhin schon seit 1894 gibt. Er gehört deshalb auch zu den ältesten noch bestehenden Schülerverbindungen Deutschlands.

Der Zweck des Klubs ist in den Statuten festgelegt:

1. Ausbildung der Mitglieder im Kegelschieben,
2. Gesellige Unterhaltung,
3. Hebung des Gemeinschaftssinns.

Die Aktivitas trifft sich alle 14 Tage, jeweils am Freitag vor dem schulfreien Samstag, zu den Kegelsitzungen, den „Kneiptafeln“, im Gasthaus Riemann in Haste (übrigens: auch der Besitzer ist Altherr des K.K.). An diesen Kneiptafeln, zu denen natürlich auch einige Altherren kommen, wird nicht nur kegelt, sondern auch gesungen, geschwätzt und ein wenig am Bier genipelt.

Die Aktivitas selber besteht aus Burschen und Füchsen. Jedes neueintretende Mitglied ist zuerst ein „Fuchs“; Füchse sind sozusagen die „Arbeits-tiere“ auf den Kneiptafeln, sie müssen dort die Kegelspiele organisieren, wichtige Ereignisse für das Protokoll aufschreiben und für die Verteilung des Bieres sorgen.

Nach zwei Semestern Fuchsenzeit kann der Fuchs an einer Burschenprüfung teilnehmen. Besteht er diese Prüfung, die sich aus einem schriftlichen (Fragen zum Klub) und aus einem praktischen Teil (Kegeln) zusammensetzt, so ist er ein „Bursch“, ein vollberechtigtes Mitglied der Verbindung.

Im K. K. Pumpe gibt es vier wichtige Ämter:

Zum ersten gibt es den Präsidenten. Er ist derjenige, der an der Kneiptafel das Sagen hat. Weiter gibt es den Fuchsmajor, dessen Aufgabe es ist, (hochtrabend gesagt) die Füchse auszubilden. Der Kassenwart wartet die Kasse und der Kegelwart leitet die Kegelspiele.

Alle vier Ämter werden am Anfang eines Semesters durch Wahlen verteilt.

Gemeinsam mit dem Großteil der Altherren werden mehrere Veranstaltungen im Jahr durchgeführt: Im Januar befinden sich die Pumpianer auf einer Kohlwanderung, jeweils im Mai wird der Geburtstag des Klubs (5. Mai) gefeiert, begleitet von Maibummel und Maibowle. Die Herbstwanderung mit anschließendem Schweineessen im November gefällt uns auch sehr, und zum Abschluß des Jahres findet am 27. Dezember ein Weihnachtstreffen oder auch ein Weihnachtsball statt.

Es ist bis jetzt sicher noch nicht alles über den K.K. Pumpe gesagt, doch der Autor bricht jetzt diese Abhandlung mit ein paar rhetorisch interessanten Worten ab.

Und zwar soll doch zuletzt dieser Aufruf kommen: Alle Schüler des Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasiums (übrigens nur männliche, weil wir alle Chauvis sind), die am K.K. Pumpe interessiert sind und einmal als Gast an einer Kneiptafel teilnehmen wollen, können sich melden bei:

Carsten Höfer, Präside (13. Klasse)

oder

Bodo Tiegel, Fuchsmajor (13. Klasse).

Dieser äußerst bemerkenswerte Text wurde verzapft von

Bodo Tiegel



Plädoyer für einen ethisch belangvollen Biologieunterricht!

Überschreitet der Biologielehrer mit der Behandlung ethisch-moralischer Aspekte im Unterricht nicht seine Kompetenzen? Greift er damit nicht ins Aufgabenfeld des Philosophie-, Religions- oder „Werte und Normen“-Unterrichts? Und stellt er damit nicht die Objektivierbarkeit der Naturwissenschaften in Frage?

Ein ethisch belangvoller Unterricht kommt dem in vielen Länder-Schulgesetzen niedergelegten Bildungsauftrag entgegen. Im Niedersächsischen Schulgesetz wird z. B. als ein Ziel der gymnasialen Oberstufe genannt: die Herausbildung der Fähigkeit, ethische und ästhetische Werte zu erfassen sowie Werturteile zu bilden und zu begründen (vgl. Nieders. GVBL Nr. 47/1980 §2).

HOLZAPFEL (1983) beschreibt die enge Beziehung zwischen Ethik und Pädagogik folgendermaßen: „Erziehung ist derjenige Teil der Bildung, der dem Sittlichen und Ethischen zugeordnet ist. Erziehung ist sittliche und ethische Bildung. Als sittliche und ethische Bildung ist Erziehung zugleich Willens- und Gewissensbildung.“

Diesem Anspruch kann sich auch der Biologieunterricht nicht entziehen und gerade nicht in der heutigen Zeit, in der die mit der modernen Biologie korrespondierenden moralischen Probleme und die Umweltkrisen den Ruf nach Ethik laut werden lassen bzw. nach einer neuen Ethik, in der das „Sollen im Sinn eines humanen Überlebens neu reflektiert“ werden muß (vgl. WUKETITS, 1985). Buchtitel wie: „Wissenschaft – Technik – Humanität“ (BUCH, 1982), „Gentechnologie und Verantwortung – Biologie und Moral“ (LÖW, 1985), „Ökologie und Ethik (BIRNBACHER, 1980), „Evolution – Erkenntnis – Ethik“ (WUKETITS, 1984) kündigen von einer versuchten Synthese von Biologie als Naturwissenschaft und Philosophie als kritischer Instanz.

Wir leben heute in einer vom naturwissenschaftlichen Denken geprägten Welt. Naturwissenschaft betrachtet das „So-sein“, nicht das „Sein-sollen“. Demzufolge gilt die Objektivierbarkeit, das Absehen von menschlichen Wert- und Zielvorstellungen als ihr entscheidendes Kriterium. Die Aura von der Wertneutralität wird allzuhäufig auch auf die Ergebnisse der Naturwissenschaft übertragen.

Das Postulat von der Wertfreiheit der Naturwissenschaften kann und muß heute als falsch und auch als gefährlich entlarvt werden. Diese Wertneutralität bedeutet ja, daß naturwissenschaftliche Erkenntnisse in sich keinen Sinn, keine Wertung und letztlich keine Zielvorstellungen tragen. Sie sind neutral. Naturwissenschaft strebt aber heute keinesfalls mehr nur nach dem Verstehen der Natur und Wirklichkeit, sondern sie ist ebenso und meist viel-

mehr ausgerichtet auf (Aus-)Nutzung der Natur für den Menschen.

Wissenschaft ist heute zudem nicht mehr loszulösen von den Personen und den gesellschaftlichen Institutionen, die sie betreiben, und diese wiederum sind nicht frei von Interessen und Bedürfnissen wie Streben nach Anerkennung und ökonomischem Gewinn.

WEIZSÄCKER weist auf die Gefahr hin, die mit wertneutraler Wissenschaft verbunden ist. Er schreibt: „Was sich selbst als wertneutral gegen bestehende Werte versteht, kann in jeden Dienst gestellt werden. Die Ideologie der Wertneutralität der Naturwissenschaft schafft eine künstlich behütete Blindheit, gegen die eigenen Konsequenzen“ (Vgl. HÄUSSLER/LAUTERBACH, 1976).

Dem Postulat von der Wertneutralität der Naturwissenschaften darf im Biologieunterricht nicht dadurch gehuldigt werden, daß moralische Wertungen und ethische Reflexion umgangen werden. Pädagogisch besteht die Notwendigkeit, den Schülern klarzumachen, daß jede menschliche Handlung, und damit auch wissenschaftliche Forschung, moralischer Wertung und ethischer Reflexion unterliegt, daß die ethische Reflexion nicht dem Handelnden allein überlassen werden kann, zumal wenn seine Handlungen in das Leben anderer oder der zukünftigen Welt eingreifen, sondern daß moralische Beurteilung eine gesellschaftliche Aufgabe ist – und damit letztendlich auch ihre Aufgabe.

Man kann sich als Biologielehrer nicht in den „Elfenbeinturm“ der „reinen Naturwissenschaften“ zurückziehen in der Hoffnung, in den geisteswissenschaftlichen Fächern würden die ethisch-moralischen Fragen, die im Kontext der Naturwissenschaften stehen, schon aufgearbeitet. Damit leistet man ja dem Denken Vorschub, daß Naturwissenschaft und Ethik keinen gemeinsamen Nenner haben.

Ein ethisch bedeutender Biologieunterricht kann dem Schüler Orientierungshilfe sein, zumal wenn man bedenkt, welch ein säkularisiertes, atomisiertes, sezerniertes und in beziehungslose Teilstücke zerlegtes Menschen- und Weltbild den Schülern im Rahmen des Fächerkanons unterbreitet wird.

Die rein fachliche Information darf dabei natürlich nicht vernachlässigt werden, da Wissen zur Gewissensbildung unumgänglich ist. Aber wenn man Schüler nur als Rezipienten und Konsumenten naturwissenschaftlich-technischer Sachverhalte sieht, kann man nicht erwarten, daß sie jetzt oder später moralisch autonome Entscheidungen im naturwissenschaftlichen, biologischen, medizinischen oder technischen Umfeld treffen. Wenn bei den Brennpunkten der modernen Biologie allein bei der Sachanalyse verharrt wird und die Schüler nur Antwort finden auf die Frage „Was ist machbar?“, dann kann man nicht erwarten, daß sie persönlich Antwort geben auf die Frage „Was dürfen wir machen?“.

Die Zukunft kann nicht nur technisch, sondern muß moralisch-ethisch bewältigt werden. Deshalb sei an dieser Stelle für einen ethisch bedeutenden Unterricht plädiert, und zwar auch, und gerade, in den Naturwissenschaften!

LITERATUR:

BIRNBACHER, V. D.: Ökologie und Ethik, Stuttgart 1980

BUCH, A. J.: Wissenschaft – Technik – Ethik, in: Wissenschaft – Technik – Humanität, Frankfurt/M 1982

HÄUSSLER, P., LAUTERBACH, R.: Ziele naturwissenschaftlichen Unterrichts, Weinheim 1976

HOLZAPFEL, H.: Das Gymnasium und seine Erziehungsaufgabe, in: Die höhere Schule 4/83

LÖW, R.: Leben aus dem Labor – Gentechnologie und Verantwortung – Biologie und Moral, München 1985

WUKETITS, E. M.: Evolution, Erkenntnis, Ethik, Darmstadt 1984

WUKETITS, E. M.: Zustand und Bewußtsein, Hamburg 1985

Elisabeth Westendorf-Bröring

Ameisen, die wie Menschen aussehen . . .

Wenn ich morgens das Forum unseres Schulzentrums betrete, wirkt es auf mich wie eine Ansammlung von Ameisenhaufen. Die meisten der sonst so fleißigen Tierchen scheinen dann noch zu schlafen, während die anderen sich verzweifelt bemühen, wach zu werden. Die Tierchen schleppen sich mit kleinen, noch sehr verschlafenen Augen zum Vertretungsplan und dann zu den Unterrichtsräumen, in welchen sie mit jedem Gongschlag eine Verhaltensänderung erleben. Schellt es zum Unterricht, wird ihr Verhalten menschenähnlich, und sie machen den Unterricht mit, ohne daß die Lehrerin oder der Lehrer ihre Veränderung bemerkt. Schellt es zur Pause, wird ihr Verhalten wieder normal. Alle Tierchen versammeln sich wieder in der Halle. Wenn ich mich dann durch unser Forum bewege und sich plötzlich vor mir eines dieser Tierchen aufrichtet, bekomme ich schreckliche Angst, daß nicht diese Ameise anfallen will. Diese Angst überkommt mich nicht nur, wenn sich jemand plötzlich vor mir aufrichtet und die Gestalt eines Menschen annimmt, sondern auch, wenn ich durchs Forum gehe und mir so viele Wesen entgegenkommen. Dann bekomme ich das Gefühl, daß mich diese Wesen überrennen werden, ohne auch nur im geringsten Rücksicht darauf zu nehmen, daß ich ihnen im Weg stehe. Sie weichen meistens doch vor mir aus, statt daß sie mich überrennen. Diese Wesen ahnen natürlich nichts von meinen Ängsten und gehen ihre Wege, während ich überglücklich bin, daß ich noch einmal davongekommen bin.

Sandra Butke



DIE FÜR
ORDNUNG
SORGEN



Günther Lademann, Mathilde Weber, Ursula Guthardt, Marita Lademann, Martha Lüddecke, Monika Lüddecke, Udo Lüddecke, Hermann Kuhlmann; Ursel Miska, Candida Carvalho, Agnes Friehe, Ursula Schulze, Isolde Kowalinski, Antje Busse.

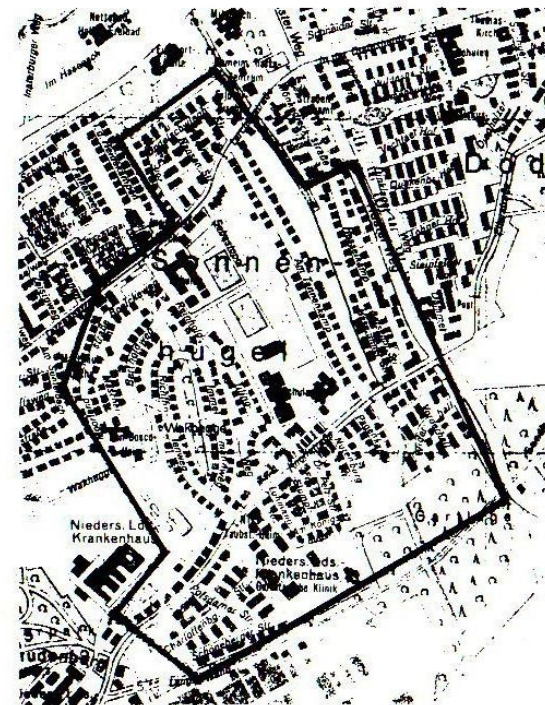
Umweltuntersuchungen im Rahmen der Chemie-AG

Unter Federführung der Chemie-AG wurden in einem Zeitraum von 10 Wochen regelmäßig Wasserproben aus Nette und Sandbach untersucht.

Ein anderes Projekt befaßte sich mit dem Verhalten der zahlreichen Hunde und deren Besitzer im näheren Umkreis der Schule.

1. Hundehaltung

Im Umkreis von 500 – 1000 Metern (siehe Plan) um unser Schulgebäude werden über 130 Hunde gehalten, davon leben mehr als 90 % in den Wohnungen. Wir konnten die Angaben der Hundebesitzer nicht überprüfen, daher ist anzunehmen, daß die ermittelten Werte in Wirklichkeit viel negativer ausfallen könnten.



Nach Aussage der Hundehalter ergab sich, daß:
 73,3 % der Hunde immer an der Leine geführt werden,
 85,9 % der Hunde ausgebildet sind, davon 25 % im Verein und 75 % vom Hundehalter selbst.

In der Charakterisierung der Hunde durch die Besitzer bestehen bei uns die größten Bedenken. Die Eigenschaften kinderlieb, verspielt und wachsam können in einigen Fällen ausgeschlossen werden. Es ergaben sich folgende Prozentzahlen:

- kinderlieb: 69 %
- verspielt: 47 %
- wachsam: 69 %
- bissig gegenüber Hunden: 7 %
- bissig gegenüber Menschen: 7 %

Die Verschmutzung durch Hundekot, in unserer Gegend, erscheint uns besonders problematisch. Die Menge liegt bei 600-700 Liter pro Woche. Am stärksten belastet sind die Gartlage, der Haster Weg und die Anlagen um unsere Schule. Auf dem Sebastopolweg müssen wir mit mindestens 100 Litern pro Woche rechnen. Bedenkt man, daß diese Anlagen auch als Schulhof und Kinderspielplatz dienen, empfinden wir diese Verunreinigung als sehr unangenehm. Die Aufforderung zu mehr Reinlichkeit in den letzten Jahren hatte kaum Erfolg. Nur zwei der befragten Hundebesitzer gaben an, die „Haufen“ ihrer Hunde regelmäßig zu beseitigen. Kothaufen kann man ausweichen, doch die Belastung durch den Urin bleibt unsichtbar, denn es ist grünen Sträuchern, Büschen und Rasenflächen nicht anzusehen, wie unappetitlich sie in Wirklichkeit sind.

2. Wassergüte von Sandbach und Nette

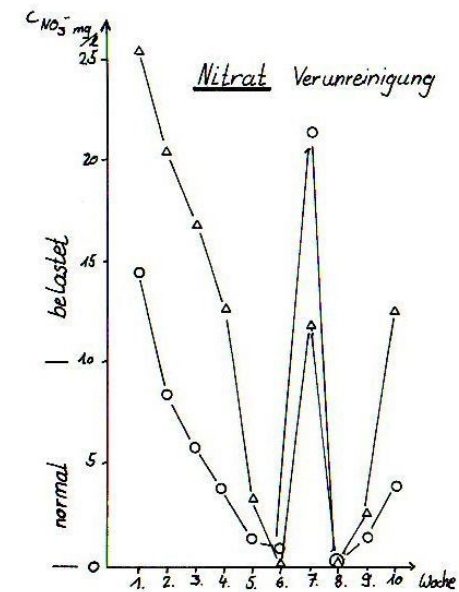
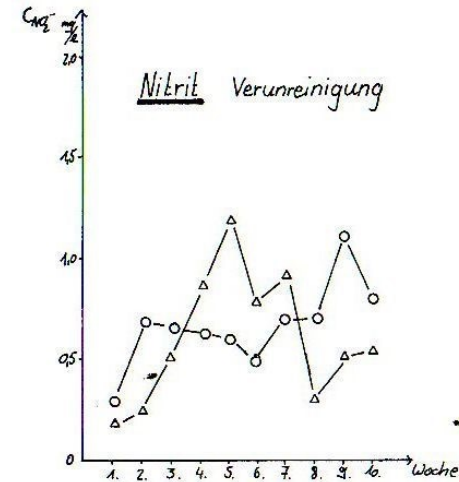
Legende:

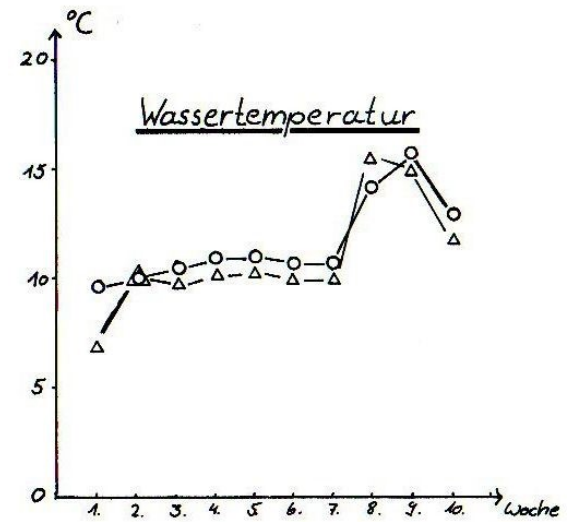
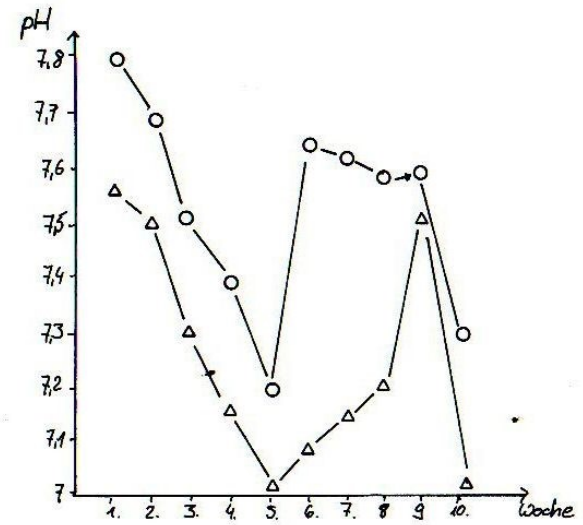
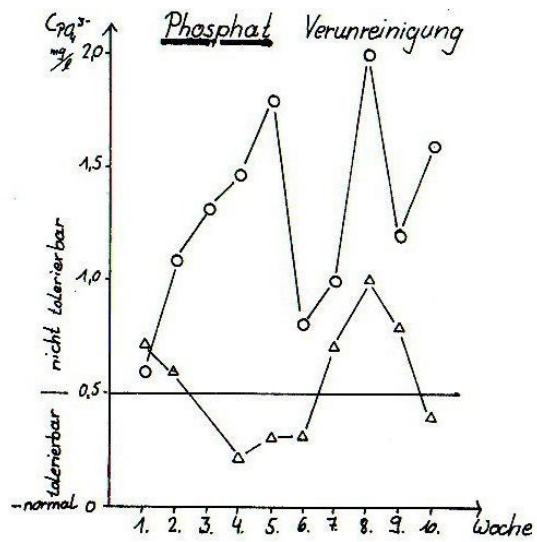
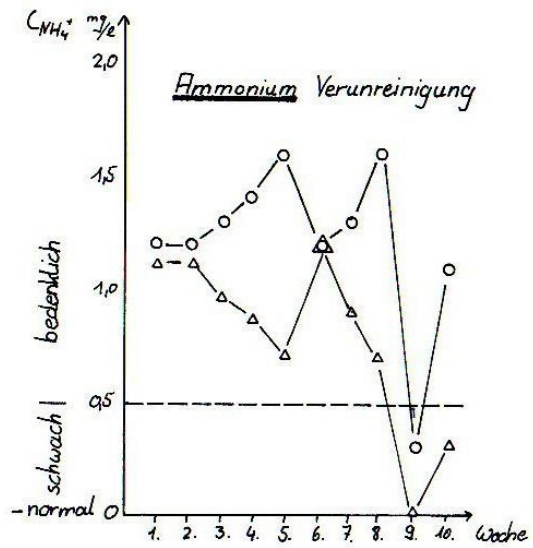
○: Nette

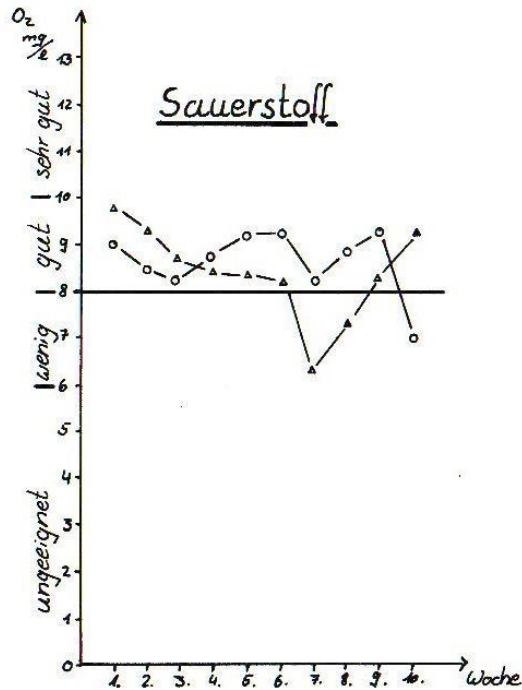
△: Sandbach

Die Messungen erfolgten regelmäßig in wöchentlichem Abstand vom 10. 4. bis 12. 6. 1987.

Der von der Stadt Osnabrück geliehene Umweltmeßkoffer bot die Möglichkeit, die Gewässer zu untersuchen. Die Ergebnisse sind in folgenden Graphen dargestellt:







Es zeigt sich, daß die Nette stärker verunreinigt ist als der Sandbach. Bedenkliche Belastungen werden durch Ammonium und durch Phosphat verursacht. Die Spitzenwerte auch bei Nitrat und Nitrit führen wir auf die Düngung landwirtschaftlicher Flächen in der Nähe der Gewässer zurück. Die pH-Werte zwischen 7 und 7,8 und die recht gute Sauerstoffsättigung ermöglichen einen relativ guten Lebensraum für Fische. Auffällig ist, daß niedrige Sauerstoffwerte mit hohen Phosphat- und Nitratkonzentrationen zusammenfallen.

Da während unserer Messung niedrige Wassertemperaturen herrschten, muß man befürchten, daß bei zeitweiligen Überdüngungen der Gewässer ein Temperaturanstieg durch längere Sonneneinstrahlung den Sauerstoffgehalt in ungenügende Bereiche absenkt.

Gunter Breithaupt, Martin Nienhüser, Dagmar Saremba, Frank Brinkmann

Reflexionen über Schule (Abiturrede 1986)

Sehr geehrte Herren und Damen,
mitgemeinte Abiturienten und Abiturientinnen!

Als sich kurz vor dem schriftlichen Abitur der Leistungskurs Biologie noch einmal bei mir traf, fragten im Laufe des Abends die Schülerinnen und Schüler, ob ich die diesjährige Abiturrede halten würde. Ich lehnte dies sofort in wohlgesetzten Worten – wir finden ja immer Gründe, wenn wir etwas nicht wollen – ab.

Ein Argument bestand darin, daß ich die Machtverhältnisse, wie viele meiner Kolleginnen und Kollegen und ich sie im System Schule landauf und landab erfahren haben, nicht durch eine „schöne“ Abiturrede überdecken wollte.

Ein Aspekt dieser Machtverhältnisse ist der Bürokratismus. Sie alle, die in einem Beruf stehen oder auch nur einen Antrag an eine Behörde zu stellen haben, wissen, wie gefährlich einengend St. Bürokratismus sein kann.

In meinem Beruf erlebe ich das seit einiger Zeit als sehr bedrückend, und in mir verstärkt sich das Gefühl: Formalien sind wichtiger als Inhalte.

Die Reaktion der Schülerinnen und Schüler auf meine Ablehnung bestand in Schweigen und irgendwie veränderten Gesichtern. Dies saß wie ein Stachel in meiner Seele. Im Laufe der Zeit und nach etlichen Gesprächen wurden mir zwei Aspekte klar:

1. Schülerinnen und Schüler erleben Schule anders als ich. Für sie ist Schule primär die Wechselbeziehung zwischen Lehrenden und Lernenden, d. h. Schule wird von ihnen einmal im persönlichen Bereich und zum anderen da, wo Schule sich persönlich gestaltet, erfahren. Sie lernen uns, die Lehrenden, ziemlich gut kennen; so wie wir sie auch. Manchmal bin ich heilfroh, daß die Menschenkenntnis derer, die ich unterrichte, noch nicht so groß ist. An uns, den Lehrenden, erfahren also die jungen Menschen Schule. Wir bieten ihnen Reibungsmöglichkeiten bis hin zum Konflikt, Identifikationsmöglichkeiten oder nicht, wir können durchaus Vorbildfunktion besitzen oder nicht.
2. Wenn ich in meinem Beruf etwas von meinen Hoffnungen und Vorstellungen über die Gestaltung unseres gemeinsamen und individuellen Lebens auf diesem Planeten an die nachfolgende Generation weitergeben möchte, dann kann ich mich nicht an einem bestimmten Punkt als Person entziehen, wenn so wie jetzt hier an diesem Morgen Öffentlichkeit hergestellt ist.

Anders formuliert: Wir dürfen Meinungen nicht nur im stillen Kämmerlein besitzen, sondern müssen sie auch nach außen vertreten. Dies gilt es insbesondere in unseren jeweiligen beruflichen Systemen zu tun, weil

nämlich in diesen Systemen Entscheidungen getroffen werden. Von welcher Meinung spreche ich? Lassen Sie mich dies als Behauptung formulieren: **Auch** Schule vermittelt ein falsches Bild von der Wirklichkeit, verstärkt und erzeugt Angst – Schule vermittelt ein falsches Bild von der Wirklichkeit, verstärkt und erzeugt **auch** Angst.

Im folgenden werde ich z. T. pauschalieren und überzeichnen, damit Aspekte klarer konturiert werden können. Wenn Sie, meine Damen und Herren, wollen, dann lade ich Sie ein, meinen Gedanken zu folgen. Wenn Sie dies nicht wollen, dann bietet Ihnen die Ich-Form, in der ich zu formulieren versuche, die Möglichkeit zu sagen: Das ist allein Ihr Problem!

These 1: Gefühle sind nicht gesellschaftsfähig

Jede und jeder einzelne von uns hier kennt Angst und Situationen, die Angst auslösen. Angst ist ein wichtiger Teil unseres Lebens, unserer Entwicklung als Individuen, und – Angst ist ein Gefühl. Über Angst zu sprechen heißt: über Gefühle zu sprechen, über diese merkwürdigen Phänomene, die ich täglich erlebe und von denen ich annehme, daß Sie sie ebenfalls kennen. Aber so genau weiß ich das gar nicht, ob nämlich meine Gefühle, z. B. Freude oder Angst, auch Ihrem Gefühl der Freude oder Angst entspricht. Wir nehmen eine große Übereinstimmung an, weil wir ähnliche Worte und Bilder zur Beschreibung unseres Zustandes verwenden.

Gefühlen haftet etwas Unsicheres an. Sie kommen und gehen; sind nicht oder nur schlecht „in den Griff zu bekommen“ – zum Glück vielleicht sogar! Möglicherweise ist diese Nicht-Beherrschbarkeit der Grund, warum wir unsere Gefühle so sehr verstecken.

Vielleicht wurde zu Ihnen schon einmal gesagt: „Sie reagieren immer so emotional.“ Mich brachte die Äußerung sofort zum Verstummen, Sie wahrscheinlich ebenfalls. Nahezu „automatisch“ stellte sich Beschämung ein.

Oder: Wie peinlich berührt bin ich, wenn ein Mensch in meiner Gegenwart seinen Gefühlen direkt Ausdruck verleiht.

Oder: Die Angst, die Trauer eines anderen Menschen zu erleben, macht mich hilflos.

Kurz: Irgendwie möchte ich von Gefühlen anderer möglichst verschont bleiben, möchte ihnen nicht ausgeliefert sein, mit ihnen nicht konfrontiert werden; denn dann müßte ich mich ja mit dem anderen Menschen auseinandersetzen, mit seiner Wut, die er auf mich hat, und darauf reagieren . . .

Ich wurde so erzogen, daß meine Gefühle die anderen möglichst nicht stören, und will natürlich selbst auch nicht gestört werden, obwohl die reinigende Wirkung eines Gewitters hinlänglich bekannt sein dürfte.

Lassen Sie mich zur These 1 abschließend folgendes aus einer Fernsehsendung berichten, die vor zwei bis drei Jahren zu sehen war: Ein Kamerateam beobachtete, „wie zwei Familien mit Kindern drei Tage lang in einem ge-

meinsam gebauten Atombunker den Ernstfall probten – ganz normale Durchschnittsbürger(-innen), der ältere Mann war Lehrer an einer Polizeischule. Seine Frau hatte während der ganzen Sendung kaum den Mund aufgemacht, am Schluß, als alle den Bunker wieder verlassen hatten, wurde sie gefragt, was sie empfunden habe. Sie sagte, sie habe immer daran denken müssen, daß sie ja im Ernstfall wahrscheinlich nicht alle beisammen sein würden und daß sie sich dann die grausigsten Gedanken über das Schicksal der Familienmitglieder machen würde, die draußen geblieben seien, und dann hätte sie überhaupt an all die Menschen denken müssen, die da draußen seien, und wie sie es wohl vorfinden würde, wenn sie wieder heraus käme, und eigentlich würde sie im Ernstfall gar nicht in den Bunker gehen wollen . . . Ihr Mann, befragt, ob er das auch so empfinde, sagte: „Ich will mich da gar nicht erst so reinsteigern!“ Da sagte sie ganz ruhig: „Ich steigere mich gar nicht in etwas rein. Ich denke nur, was ist.“

(Erika Wisselneck, *Frauen denken anders*, Straßlach 1985, S. 49 f.)

An dieser Geschichte wird für mich greifbar, daß wir ohne die Beachtung unserer Gefühle die Wirklichkeit nur verkürzt und somit falsch wahrnehmen und deshalb falsche Folgerungen ziehen. Gleichzeitig erkenne ich, wie wenig Angst als ein Argument angesehen wird.

These 2: Angst gilt in der Schule nicht als Argument bzw. wird als solche nicht erkannt.

Inhalte und Ziele des Bildungsauftrags, den Schule erfüllen soll, werden oft kontrovers diskutiert. Der Grund hierfür ist darin zu sehen, daß die verschiedenen gesellschaftspolitisch relevanten Gruppierungen ihre Bildungsvorstellungen durchzusetzen versuchen. Die verschiedenen Bildungsvorstellungen wiederum beruhen auf unterschiedlichen Menschenbildern. Hieraus geht hervor, daß Schule letztlich nur Haltungen und Meinungen der Gesellschaft widerspiegelt.

Darum ist nicht verwunderlich, wenn These 1: „Gefühle und damit auch Angst sind nicht gesellschaftsfähig“ für die Schule ebenfalls zutrifft.

Am Donnerstag dieser Woche stand folgende kurze Notiz in der Neuen Os-nabrücker Zeitung:

„Kopfschmerz vor Schularbeit

Bayreuth, 18. Juni (dpa): Fast jedes fünfte Kind in der Bundesrepublik leidet heute unter chronischen Kopfschmerzen. Nach Angaben des Berufsverbandes der Kinderärzte Deutschlands haben Kinderkopfschmerzen in erster Linie psychogene Ursachen. Nicht organisch bedingte Beschwerden treten häufig auf bei einem Aufstau von Aggressionen, bei einem Gefühl des Versagens und bei Angst oder Anspannung vor Ereignissen wie Schularbeiten.“

Offensichtlich nehmen die Angstsymptome bei Kindern und nach meinen eigenen Beobachtungen auch bei Schülerinnen und Schülern der Sekundarstufe II zu.

An dieser Stelle muß ich eine Differenzierung vornehmen. Sie alle kennen Märchen. In Märchen wird oft von der Angst gesprochen, die eine Frau, ein Mann, ein Mädchen oder ein Junge besitzen, und was sie damit erleben. Denken Sie an die Angst der Müllerstochter in „Rumpelstilzchen“ angesichts der drei Zimmer voller Stroh, die ihr der König in drei Nächten zu Gold zu spinnen als Aufgabe stellt.

Solche Ängste bezeichne ich als Lebensängste, zum Leben existentiell dazugehörend. Oder denken Sie an die Angst vor dem Tod. Diese Ängste stellen eine Aufgabe in meinem Leben dar. Ich darf sie weder verniedlichen oder gar verdrängen. Märchen bieten mir Lösungsmuster an.

Aber da gibt es die anderen Ängste, diejenigen, die in mir verstärkt oder produziert wurden und werden in der Absicht, mich klein zu halten, und denen ich oft genug ausweiche, weil ich das nicht so genau wissen will; sie bereiten mir Unbehagen.

Solche Ängste nenne ich „gemachte Ängste“, „künstliche Ängste“. Von diesen will ich jetzt sprechen.

Diejenigen von Ihnen, die Eltern sind, erkennen unschwer, daß die Erziehung in der Familie ihr gerüttelt Maß dazu beiträgt, gemachte Ängste zu erzeugen. Als Stichwort mag das Wort „Liebesentzug in der Erziehung eines Kindes“ genügen.

Weil ich, weil wir alle mit gemachten Ängsten leben, geben wir sie auch weiter. Ich z. B. in meiner Position als Lehrerin.

Und so frage ich: Wie verstärke oder erzeuge ich in meinem Unterricht Angst? Ob ich dies bewußt oder unbewußt tue, soll nicht berücksichtigt werden. Lassen Sie mich nur sagen, daß meiner Meinung nach die nicht bewußt erfolgende Angstauslösung besonders problematisch ist und nach meinen Erfahrungen nur durch scharfe Eigenbeobachtung und mit Hilfe der Schülerinnen und Schüler in Ansätzen erkennbar gemacht werden kann.

Stellen Sie sich folgende Situation vor: Sie sind wieder oder immer noch Schülerin oder Schüler, die Unterrichtsstunde hat begonnen, die Überprüfung der Hausaufgabe ist angesagt. Nach der entsprechend spannungsgeladenen Wartezeit rufe ich **Sie** auf. Und dann geschieht das, was Sie sehr gut kennen: Ihr gespeichertes Wissen ist wie weggeblasen. Alles, was Sie sagen wollten, fort – tabula rasa. Sie schweigen, suchen krampfhaft in Ihrem Gedächtnis – nichts! In Abhängigkeit von Ihren Vorerfahrungen und der Bedeutung der Prüfungssituation für Sie kriecht Angst in Ihnen hoch. Wie Sie diese Angst erleben, welche körperlichen Reaktionen dabei eintreten, muß ich Ihnen nicht schildern. Sie kennen sich da bestens aus.

Und was tue ich? Ich nehme einfach an, „Sie haben nicht gelernt“, und teile Ihnen das auch mit; meist noch versehen mit spitzen Kommentaren. Habe

ich doch viele „Beweise“ für die Richtigkeit meiner Unterstellung und hier besonders die tatsächlichen oder vermeintlichen Erinnerungen an meine eigene Schulzeit. Ich projiziere!

Ihrer Versicherung: „Ich habe aber gelernt“, glaube ich nicht und sage das ebenfalls. Ich werte sie einfach als Schutzbehauptung.

Wie fühlen Sie sich jetzt, Sie, die Schülerin, Sie, der Schüler? . . . Wenn ich Sie das nächste Mal aufrufen werde, wird die Erinnerung und die Angst zu versagen wieder gegenwärtig sein. Die Gefahr des black-outs ist erhöht und tritt häufig ein. Sie befinden sich in einem circulus vitiosus. Und ich? Ich erhalte auf diese Art und Weise sog. „objektive“ Maßstäbe Ihrer Leistung.

Hier ist etwas von Grund auf falsch; denn ich messe nicht Ihr tatsächliches Wissen, sondern nur Ihre Gedächtnislücke, Ihre Denkblockade, benote Ihr Angstpotential.

Welche Folgen besitzen solche Erfahrungen für Ihr Selbstwertgefühl? Die Folgen für Ihre Leistung will ich nicht erwähnen, sie liegen auf der Hand. Werden Sie beim nächsten Mal wieder die Wahrheit sagen: „Ich habe aber doch gelernt“ und sich der Ironie aussetzen? Oder wenden Sie gleich die berühmte Schere im Kopf an? Welche Folgen ergeben sich für Sie hinsichtlich dessen, was Sie in Ihrem Leben als wichtig ansehen werden? Denn solche Erfahrungen machen Sie ständig in Ihrer Schulzeit. Werden Sie so nicht gezwungen, d. h. lernen Sie nicht notgedrungen in einem schmerzhaften Abtrainierungsprozeß, Ihre Gefühle als „schädlich“ für Sie zu betrachten?

Was zählt, ist offensichtlich nur das sog. Meßbare, obwohl das gemessene Resultat in keiner Weise die Wirklichkeit widerspiegelt; denn Sie hatten ja wirklich eine Denkblockade. Stattdessen verstärke oder erzeuge ich ständig neu in Ihnen eine hausgemachte Angst.

Leider muß ich es bei diesem exemplarischen Beispiel bewenden lassen. Sie besitzen jedoch Phantasie genug, sich andere Situationen vorzustellen. Denken Sie z. B. an Situationen in Ihrer Familie oder in Ihrem Beruf.

Im vergangenen Jahr sagte mein Kollege Robel, an diesem Pult stehend: „Sie (die Abiturientinnen und Abiturienten) müssen sich zurechtfinden in einer Gesellschaft, die zunehmend härter wird. Sie wird zu einer ausgesprochenen Ellenbogengesellschaft. Die Anfänge sind schon in der Schule erkennbar.“

Und ich glaube, daß das Wort Hanna Arendts von der „Banalität des Bösen“, auf das Herr Robel ebenfalls hinwies, eine seiner Wurzeln in solchen Erfahrungen hat. Als Biologin fällt mir dazu noch das Phänomen des Angst- beißens ein.

Ihnen, den Abiturientinnen und Abiturienten, wünsche ich:

– den Mut, den Sie benötigen, wenn Sie sich Ihre Gefühle und besonders Ihre Ängste anschauen;

- daß Sie in Ihrem Lebensbereich die Gefühle Ihrer Mitmenschen, besonders dann, wenn Sie eine führende Position innehaben, vielleicht sogar Lehrerin oder Lehrer sind, nicht als unwichtig abtun. Erzeugen Sie keine Ängste! Es gibt bereits genug Angst in dieser Welt.

Josefine Hallmann

EIN SILBERNER BEIM ABI 87

Sehr geehrte Mitglieder,
Eltern und Freunde des Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasiums,
sehr geehrte Abiturientinnen und Abiturienten,
liebe ehemalige Schüler und Mitschüler,

wenn ich anläßlich der heutigen Entlassungsfeier als Vertreter der 25jährigen „Silbernen“ Abiturienten einige wenige Worte an Sie richte, so geschieht dies nicht allein deshalb, weil wir „Silbernen“ – und teilweise auch schon Silberhaarigen – nach einem Vierteljahrhundert Trennung von der Schule wieder dorthin zurückgekehrt sind; auch besteht wohl an dieser Schule kein traditioneller Anlaß dazu, denn jeder Abiturjahrgang hat ja doch so seinen jeweiligen Stil für den letzten Schultag. Eine **Pflichtrede**, die bei jugendlichen und auch erwachsenen Zuhörern jenen bekanntlich duldsamen oder gar leidenden Gesichtsausdruck verursachen könnte, wenn man sich „belabert“ fühlt, eine Pflichtrede also soll dies nicht werden. Anlaß zu den folgenden wenigen Sätzen ist vielmehr die schlichte Erkenntnis, daß wir „Silbernen“ mit Ihnen, den Abiturienten des Jahres 1987, zwar etwas gemein haben – Sie sind, wie wir, demnächst Ehemalige des EMA –, daß aber andererseits uns doch auch etwas trennt – nämlich die Tatsache, daß **wir** auf **den** Plätzen im Beruf sitzen, die **Sie**, etwa 390.000 Abiturienten, die in diesen Tagen die Schulen in der BRD verlassen, gerne einnehmen würden.

Wir sind uns dessen und der damit verbundenen sozialen Verantwortung durchaus bewußt. In der Tat scheinen ja wir, die wir einerseits noch in den Kriegs- und Hungerjahren geboren wurden, inzwischen die privilegierte Generation der Bevölkerung zu sein: Als wir 1962 das E.-M.-A.-Gymnasium mit dem Reifezeugnis verließen, konnten wir – welche Chance! – völlig frei entscheiden, welchen Beruf wir ergreifen wollten. Im Wechsel der Generationen sitzen mittlerweile Angehörige unserer Altersgruppe auch in den Vorstandsetagen der Wirtschaftsunternehmen, in den Entscheidungszentren von Staat und Gesellschaft. Scheinbar folgerichtig wird man daher von unserer Generation auch erwarten, daß wir alle die drängenden Probleme energisch angehen, die bis zum Ende dieses Jahrhunderts (und gleichzeitig Jahrtausends) gelöst werden müssen, wenn die natürlichen Lebensgrundlagen der Menschheit gesichert bleiben sollen: etwa der Schutz des Ökosy-

78

stems vor Überlastung und Zerstörung oder die Schonung knapper Ressourcen, die ja nicht uns derzeitigen Verbrauchern allein gehören, und natürlich auch die Schaffung ausreichender und sicherer Arbeits- und Existenzmöglichkeiten für die nachwachsenden Generationen. Können **wir**, die heute etwa 45-60jährigen, dieses alles leisten?

In der Tat sind **wir**, wie auch andere Altersgruppen, wohl mehrheitlich der Überzeugung, daß in vielen Lebensbereichen ein Umdenken notwendig geworden ist. Leider herrscht aber über die Wege, die dazu beschritten werden sollen, in unserer Gesellschaft ein unüberhörbarer Meinungsstreit, der sich in der Presselandschaft überdeutlich widerspiegelt und bisweilen auch ausgetragen wird mit beschämender Intoleranz, mit Diffamierung Andersdenkender, mit schlitzohriger Verharmlosung, Abwiegeln und wohltonenden Fensterreden in den Medien, mit Überängstlichkeit, aber auch mit Ellbogentaktik oder gar mit selbstbewußt abwartender Tatenlosigkeit. Dies ist beklagenswert, und es sei deshalb der Appell an **Sie**, die heutigen Abiturienten, erlaubt, im gesellschaftlich-öffentlichen Bereich sich stets für die Gebote der Redlichkeit, der Fairneß und der Toleranz zu engagieren.

Denn daß **Sie**, als neue Mitglieder einer sog. Bildungselite, Ihren Platz in Beruf und Gesellschaft fernab aller politischen Kontroversen einnehmen werden, ist höchst unwahrscheinlich – schon jetzt sind Sie ja ein wichtiger, umworbener Teil der Verbraucher und Wähler; und nicht allein von den Entscheidungen in den Chefetagen der Banken und der Großindustrie, sondern ganz wesentlich eben **auch** von **Ihren** Konsumgewohnheiten, von **Ihrem** Umweltbewußtsein, von **Ihrer** Charakterfestigkeit gegenüber der Anziehungskraft von Geld und Macht wird es in den nächsten 10-20 Jahren abhängen, ob Ihre Erwartungen an die Zukunft erfüllt werden.

Ganz gewiß wird die Gestaltung der Zukunft in die falschen Hände geraten, wenn man sich auf jenen ironisch verfremdeten Spruch zurückzieht, der da lautet: „Es gibt viel zu tun – warten wir's ab!“ – Nein, die existenziellen Probleme der Menschheit **sind** lösbar, allerdings nicht allein durch **Teilgruppen** unserer Gesellschaft, etwa mit bestimmtem Alter und Beruf. Entscheidend dürfte vielmehr sein, wie viele von uns es schaffen, im jeweiligen Verantwortungsbereich auf die scheinbar so erfolgversprechende Zweigleisigkeit von Denken und Reden, von Reden und Handeln zu verzichten und sich dabei von verfestigten, aber sozial und ökologisch eben nicht mehr verträglichen Gewohnheiten und Ansprüchen abzuwenden.

Sehr geehrte Abiturientinnen und Abiturienten, für Ihren Beitrag hierzu, für Ihre berufliche und Ihre persönliche Zukunft wünsche ich Ihnen im Namen der „Silbernen“ Glück, Gesundheit und Erfolg.

Ich danke Ihnen.

Klaus Kempkens

79

